GEDICHTE.

von

KARL MÜCHLER.

Ces fruits irreguliers de mes loisirs volages,
dictés par mes erreurs ou par mes sentimens,
sont des rêves, des jeux, & non pas des ouvrages.

DORAT.

Berlin,
im Verlage der Rellstabschen Buchdruckerei.
1786.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Inv. 9621

ANLINA.

Ce'ſt cette union touchante d'une ſenſibilité ſi vive & d'une inalterable douceur; c'eſt cette pitié ſi tendre à tous les maux d'autrui; c'eſt cet eſprit juſte & ce goût exquis qui tirent leur pureté de celle de l'ame; ce ſont, en un mot, les charmes des ſentimens bien plus que ceux de la perſonne, que j'adore en Vous. Je conſens, qu'on puiſſe Vous imaginer plus belle encore: mais plus aimable & plus digne du cœur d'un honnête homme; non, — il n'eſt pas poſſible.

La nouvelle Heloiſe. Part. I.

Nicht ohne Furcht, meine theuerſte Freundinn, *hab' ich* Ihren *Namen dieſen kleinen Gedichten vorgeſetzt, und, wahrlich, ich würd' es nicht gewagt haben, wenn ich nicht ſchon ſo viele Proben von* Ihrer *Güt' und Nachſicht hätte.*

Den wenigen Leſern dieſer Kleinigkeiten hab' ich nichts zu ſagen, eine Apologie mögte ſie vielleicht zum voraus wider mich einnehmen: ich

verlange kein Lob von ihnen, und ich hoffe, ſie werden ſo billig ſein, und mich dafür mit allzu ſtrengem Tadel verſchonen.

Aber Sie, meine liebenswürdige Freundinn, Sie *muß ich mit der Entſtehung dieſer Kleinigkeiten bekannt machen*, Sie *müſſen zuvor, wo nicht meine Rechtfertigung, doch wenigſtens meine Entſchuldigungen hören.*

Ein fühlendes Herz und eine lebhafte Phantaſie ſind freilich Gaben des Himmels, die unſern wärmſten Dank verdienen, und doch — ſind ſie nicht oft noch mehr die Quelle unſrer Unzufriedenheit, als unſers Glücks? — Ich weiß nicht, in wie fern ich auf

bei-

beides Anſpruch machen darf, ohne mich eines thörichten Stolzes ſchuldig zu machen, aber zum wenigſtens fühl' ich's, daß ich bei einem geringern Grad von Senſibilität und bei einer trägern Einbildungskraft um ein Großes zufriedener ſein würde.

Immer fühlt' ich jede Ungerechtigkeit, jede Thorheit doppelt, immer fiel das Drückende unſrer läſtigen Convenienz doppelt ſchwer auf mein Herz, und ich wußte dann keinen Troſt für meinen Mißmuth, als, durch Hülfe meiner noch jungen Phantaſie, in das unbegränzte Gebiet der Möglichkeiten zu ſchwärmen.

Dies waren die glücklichſten Augenblicke meines Lebens, ich vergaß alles um mich her, und lebte nur in den glücklichen Träumen meiner Imagination. In dieſen Augenblicken ſchrieb ich dann auch dieſe Reime nieder, denen man wenigſtens das Zeugniß nicht verſagen wird, daß ſie Kinder der Natur, und nicht Pflanzen des Treibhauſes ſind. Sie tragen noch alle das Gepräge des erſten Wurfs an ſich, ich hab' es nicht gewagt, ſie zu feilen, aus Furcht, ſie möchten in ihr erſtes Nichts wieder zurückkehren.

O, meine einzige Freundinn, *niemand fühlt es lebhafter, als ich ſelbſt, daß dieſe Lieder nur ſchwache,*

feh-

fehlerhafte Abdrücke eines vielleicht verzärtelten Herzens ſind, aber vergeſſen Sie *nie, daß ſie zwiſchen meinem ſiebenzehnten und drei und zwanzigſten Jahre geſchrieben worden.*

Verſchiedene dieſer Lieder haben Sie, *theils einzeln gedruckt, theils in Handſchrift, geleſen, viele werden* Ihnen *aber gewiß noch ganz neu ſein. O, möcht'* Ihnen *doch bei dieſen noch mehr ihr Inhalt als ihre Ueberſchrift ſagen, wer die Muſe geweſen, die mich zu dieſen Geſängen begeiſtert. — Wenn ich* dieſe *Lieder anſehe, ſo ergreift mich das ganze niederdrückende Gefühl meiner Schwäche, und ich ſeufze unwillkührlich, daß ich nicht*

den Namen Lina *ſo unſterblich machen kann, als der liebenswürdige Schwärmer* Petrark *den Namen der unvergeßlichen* Laura.

Berlin, den erſten des Weinmonat, 1785.

K. M.

LIEDER

UND

ELEGIEN.

La grace & la facilité n'y ſont pas, ni la raiſon, ni l'eſprit, ni l'éloquence, le ſentiment y eſt.

J. J. Rousseau,

I.

KLAGE.

An ****.

Ach, ich hatt' ein Beet voll ſchöner Nelken,
täglich tränkt ich ſie mit eigner Hand,
aber alle, alle muſten welken,
als der blumenreiche Lenz verſchwand.

Ach, ich hatt' ein kleines Turteltäubchen,
wie des Griechen Taube klug und ſchön,
doch ein Geier raubte mir mein Täubchen,
und ich muſt'es hülflos bluten ſehn.

Ach,

Ach, ich hatt' auch eine ſtolze Linde
mir gepflanzt mit eigner treuer Hand,
ſtattlich ſtand ſie, aber rauhe Winde
ſtreckten ſie entwurzelt in den Sand.

Ach, ich hatt' auch eine kleine Leier,
und ein Neider brach ſie mir entzwei,
und mein Freund, mein Einziger Getreuer
traute Heuchlern, ward mir ungetreu.

Ach, auf ewig bleibt dies Auge [redacted],
ewig wohl bethränt dies Angeſicht,
denn ich kenn' ein Mädchen, das ich liebe,
und das harte Mädchen liebt mich — nicht.

II.

An Kloe.

Ueber den Tod eines Schooshundes.

Seht, ich weine, ach! vereinet
euch mit meiner Noth,
Muſen trauret, Zofen weinet,
denn Joli iſt todt.

Nimmer, Kloe, ſchlingt Dein Händchen
jeden ſchönen Reſt
Deiner ſeidnen Buſenbändchen
um den Hals ihm feſt.

Nie

Nie faſſ'ſt Du ſein Ohrenläppchen,
ſeine Mähnen an;
nie giebſt Du ihm mehr ein Häppchen
ſüſsen Marzipan.

Nie holſt Du aus jenem Schränkchen
Milch wie Elfenbein,
nie ſchenkſt Du das ſüſse Tränkchen
Deinem Liebling ein.

Aber ſetze Deinem Leiden,
Deinem Gram ein Ziel,
ſind nicht alle Erdenfreuden
nur des Schickſals Spiel?

Jeder Glanz wird endlich trübe,
jeder Luſt folgt Leid:
ſelbſt des Lebens Kleinod, Liebe,
währt nur kurze Zeit.

Doch umſonſt, durch banges Stöhnen
macht Dein Harm ſich kund,
ringſt Du unter heiſsen Thränen
Deine Hände wund.

Ha! zu Deinen Zephirfüſsen
liegt Dein Thränentuch,
liegt Dein Fächer halb zerriſſen
und Dein Taſchenbuch.

Und dies ſind zu klare Zeugen
was Dein zärtlich Herz
alles fähig, was ihm eigen,
und wie groſs Dein Schmerz.

Aber ſchone Deiner Locken,
ach! wie's Haar ſich ſträubt,
daſs der Puder, weiſs wie Flocken,
nicht Dein Kleid beſtäubt.

Und du, Aberglaube, quäle,
(unwillkommner Gaſt)
nicht der armen Freundinn Seele;
gieb ihr Ruh und Raſt.

Freilich giebt es Wunderzeichen,
und das Schickſal droht
oft in todten Löwen, Reichen
Untergang und Tod.

Doch Dir ſei durch dieſes Zeichen,
Holde! nichts bedroht,
denn kein Bräutgam darf erbleichen,
iſt Joli gleich todt.

Drum ſo hemme Deine Thränen,
lindre Deinen Schmerz,
tröſte durch ein ſüſſer Sehnen
Dein zu weiches Herz.

Er iſt todt, und die Gebeine
flehn um ſtillen Schlaf,
und um ſeinen Leichenſteine
ſtrahl dies Epitaph:

„Ach hier ruht der Stolz der Schönen,
der ſie nie belog,
der ſie nie durch Heuchlerthränen
um ihr Glück betrog,

Der ſich gegen Diebe ſtellte,
mit Gebell nicht ſchwieg,
aber nie dem Liebling bellte,
der ins Fenſter ſtieg.“

III.

An Demoiſelle Karoline Westphal.

Ueber das Schickſal der unglücklichen Heloiſe.

O, welch ein Bild! — welch namenloſes Sehnen,
welch eine Gluth; — o, welche Feuerthränen,
die keine Zeit und keine Gottheit dämpft.
Sieh', wie gehüllt in heil'gem Nonnenſchleier,
Religion mit junger Liebe Feuer
in Heloisens Buſen kämpft.

Sieh

Sieh hier den Kampf mit Himmel und mit Hölle,
das Kruzifix, den Todtenkopf, die Zelle,
den Roſenkranz, das dunkle Nonnenkleid:
und dann das arme Mädchen auf den Knieen,
das, wann auch ſelbſt die Wangen Andacht glühen,
noch Thränen ihrer Liebe weiht.

Und laſs, o laſs, von Wehmuth hingeriſſen,
laſs ungehemmt die edle Thräne flieſsen,
die — welch ein Lohn! — in Deinem Auge glänzt,
und freue Dich, daſs längſt ſchon Heloise,
der Erd' entrückt, im lichten Paradieſe
mit Myrrthen ihren Liebling kränzt.

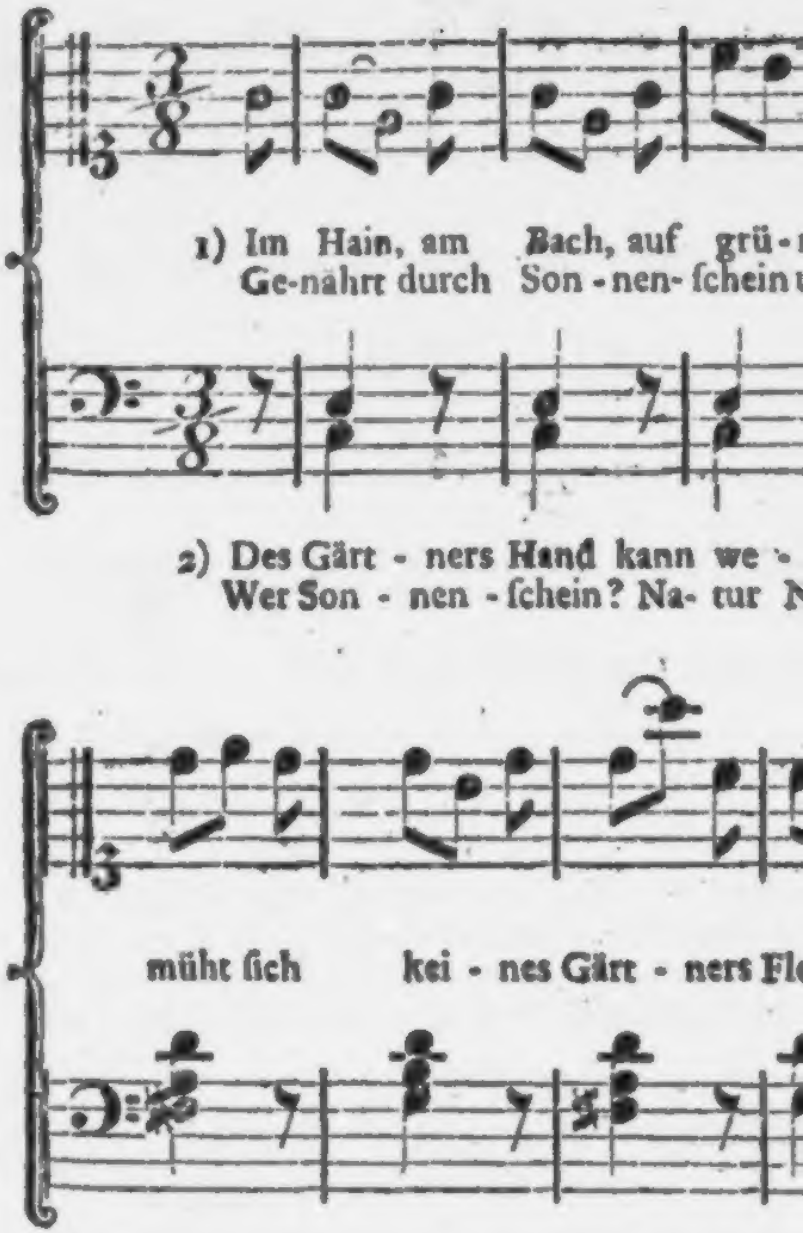
IV.

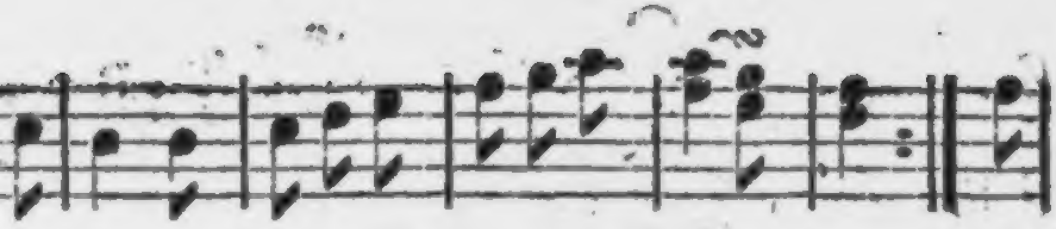
Lied.

Im Hain, am Bach, auf grüner Au'
entſprieſſen der Blümchen ſo viele,
genährt durch Sonnenſchein und Thau,
und duften balſamiſche Kühle;
zwar müht ſich keines Gärtners Fleiſs,
der lieblichen Blümchen zu warten,
und doch erhalten ſie den Preiſs
vor allen den Pflanzen im Garten.

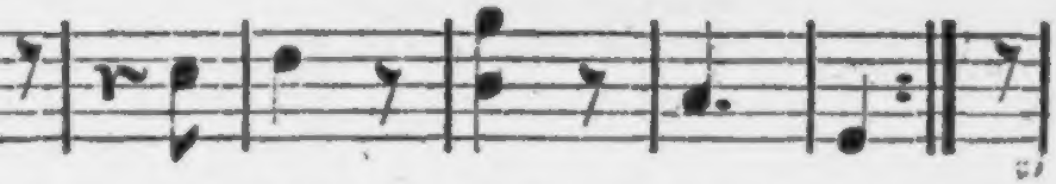
Das

Munter.

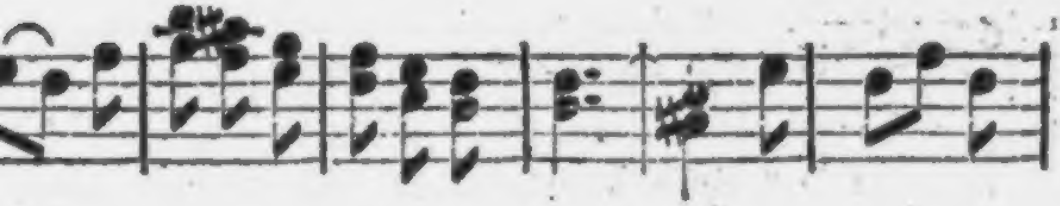

1) Im Hain, am Bach, auf grü-
Ge-nährt durch Son-nen-ſchein
2) Des Gärt-ners Hand kann we-
Wer Son-nen-ſchein? Na-tur
müht ſich kei-nes Gärt-ners Fl
ſee-lig, wer an dei-ner B



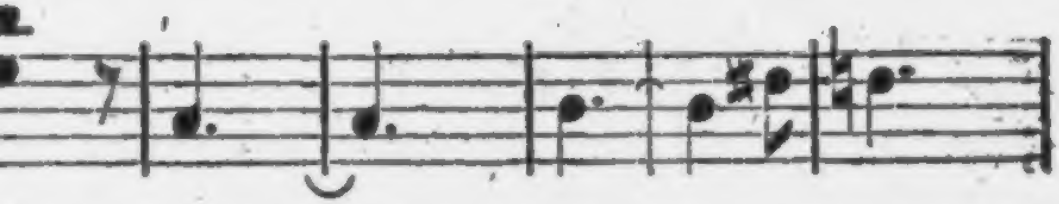
ner Au, eng-ſprieſsen der Blümchen ſo vie - le; Zwar
und Thau, und duften bal- ſa - mi - ſche Küh - le.



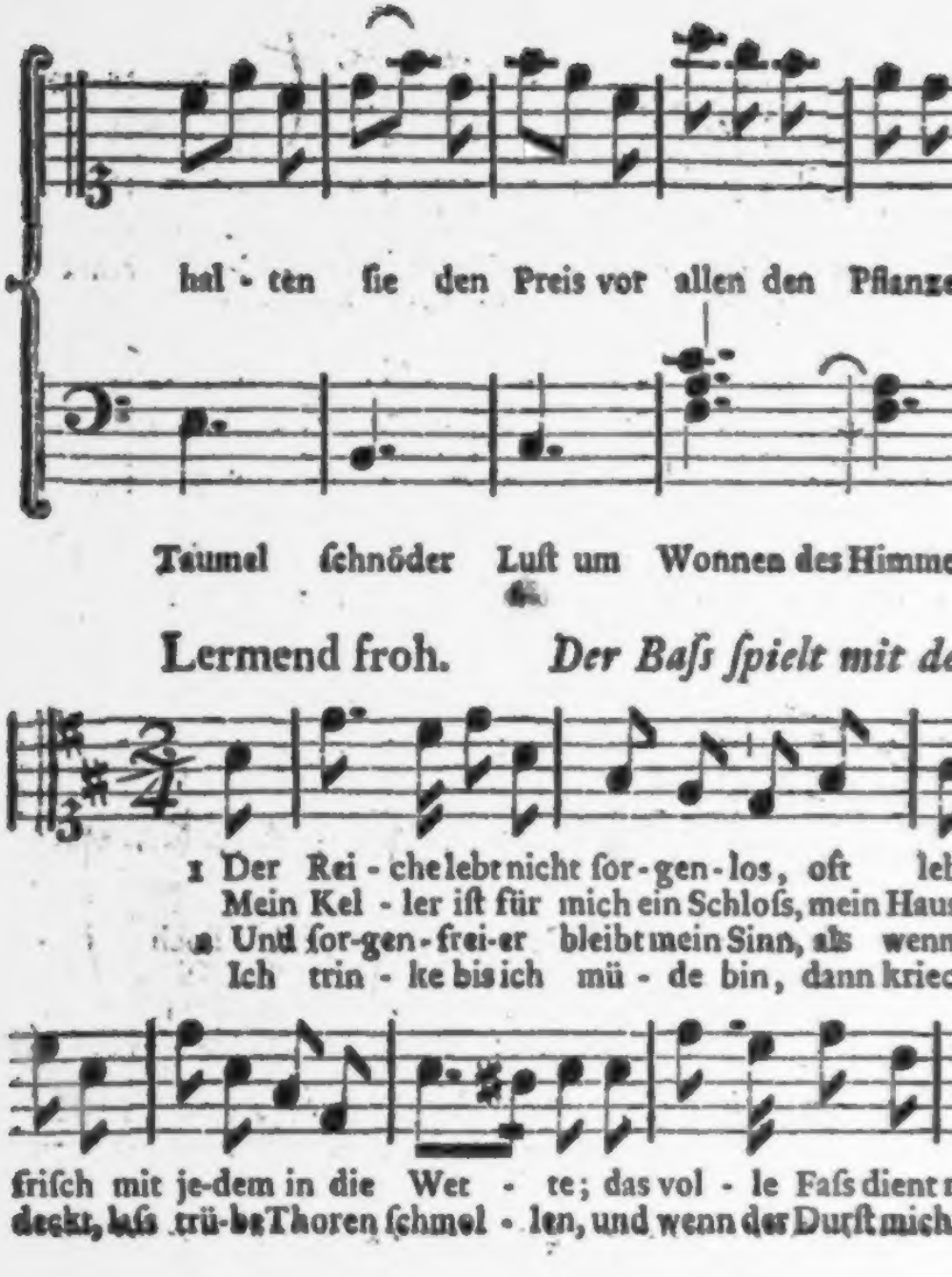
nig nur, wer ſchaft ihm die Wölken voll Re - gen, O
Na - tur; Du giebſt nur Ge-deien und See - gen



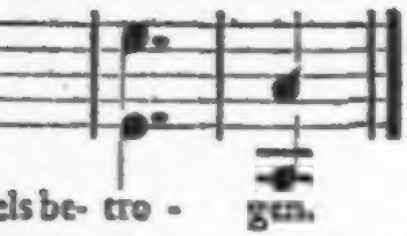
eiſs, der lieblichen Blümchen zu war - ten, und doch er -



ruft die Freuden der Einfalt ge- ſo - gen, wen nie der


hal - ten ſie den Preis vor allen den Pflanze
Taumel ſchnöder Luſt um Wonnen des Himme
Lermend froh. Der Baſs ſpielt mit de
1 Der Rei - che lebt nicht ſor - gen - los, oft leb
Mein Kel - ler iſt für mich ein Schloſs, mein Haus
2 Und ſor-gen-frei-er bleibt mein Sinn, als wenn
Ich trin - ke bis ich mü - de bin, dann kriec
friſch mit je-dem in die Wet - te; das vol - le Faſs dient n
deckt, laſs trü-be Thoren ſchmol - len, und wenn der Durſt mich

en im Gar • ten.



els be- tro - gen.

Das ganze Lied wird halb ſtark geſpielt, bis zu den Worten des zweiten Verſes, O ſeelig, *welche bis zu Ende des Liedes mit ganzer Stärke geſungen und geſpielet werden.*

em Diſcant in der Octave.

bt der Arme beſſer; ich le-be froh und trinke
sgeräth ſind Fäſſer.
n ich reicher wäre. und ſchlafe ſüſs mit Laub be-
ch ich in das leere,

mir zum Tiſch; das lee-re mir zum Bet-te.
wie-der weckt, ſo lauf ich zu dem Vol-len.

Des Gärtners Hand kann wenig nur,
wer ſchaft ihm die Wolken voll Regen,
wer Sonnenſchein? — Natur, Natur,
du giebſt nur Gedeien und Seegen,
o ſeelig, wer an deiner Bruſt
die Freuden der Einfalt geſogen,
wen nie der Taumel ſchnöder Luſt
um Wonnen des Himmels betrogen!

V.

Warnung.

Das Mädchen an den Jüngling.

Weiche, Jüngling, eh' ein ſchleichend Feuer
Deine Jugend, Deine Ruhe ſtöhrt,
denn Dein Glück iſt mir unendlich theuer,
und Du biſt nicht Werthers Schickſal werth.

Weiche, Jüngling, eh' aus dieſem Funken
eine helle Feuersbrunſt entſteht,
Mancher hat der Liebe Kelch getrunken,
der beweint doch — ungeliebt vergeht.

Beſter

Beſter Jüngling, ſieh' um Gegenliebe,
wo man gern Dir Treu' und Liebe weiht,
daſs nicht Nacht Dein ſchönes Auge trübe,
nur der Tod Dir ſeine Arme beut.

Weh, ach, weh, ich ſeh' ihn! — ſtumm und hager
ſchleicht er mit dem Stundenglaſs herzu;
und Du liegſt und weinſt auf Deinem Lager,
denkſt nur mich und ringſt umſonſt nach Ruh.

Und ich armes Mädchen ſitz' und klage,
daſs ich Dich nicht glücklich machen kann,
ſeh' die ſchönſten meiner Jugend Tage
nur wie freudenloſe Nächte an.

Aber ſei ein junger Held und weiche,
eh' die Leidenſchaft Dein Herz durchglüht,
daſs nicht einſt im dunklen Schattenreiche
zitternd noch mein Schatten vor Dir flieht.

Dann ſo werd' ich dreiſter Dir begegnen,
freier Dir ins offne Augen ſehn,
und Du wirſt mich dann als Greis noch ſegnen,
und entgegen mir als Engel gehn.

Dieſer unvollkommne Erdenſchleier,
o, er iſt nicht Deiner Thränen werth. —
Weiche, Jüngling, eh' ein ſchleichend Feuer
Deine Jugend, Deine Ruhe ſtört!

VI.

Der fröhliche Trinker.

Der Reiche lebt nicht ſorgenlos
oft lebt der Arme beſſer,
mein Keller iſt für mich ein Schloſs,
mein Hausgeräth ſind Fäſſer.
Ich lebe froh und trinke friſch
mit jedem um die Wette;
das volle Faſs dient mir zum Tiſch,
das Leere mir zum Bette.

Und

Und ſorgenfreier bleibt mein Sinn,
als wenn ich reicher wäre.
Ich trinke, bis ich müde bin,
dann kriech' ich in das Leere,
und ſchlafe ſüſs, mit Laub bedeckt,
laſs trübe Thoren ſchmollen,
und wenn der Durſt mich wieder weckt,
ſo lauf' ich zu dem Vollen.

VII.

An F. M.

Als ſie für ein Bouquet natürlicher Blumen einige italieniſche Blumen ſchenkte.

Den Blumenſtrauſs, den *meine* Hand
für *Dich*, für *Dich* zuſammenband,
vergänglich war er nur;
vergänglich war er nur und klein,
doch jedes Blümchen Duft war rein,
ein Zögling der Natur!

Den

Den Blumenſtrauſs, den *Deine* Hand
für *mich*, für *mich* zuſammenband,
ein Zeichen Deiner Gunſt,
war wunderſchön und reich an Pracht,
doch ohne Duft, und nachgemacht;
ein Werk der ſchnöden Kunſt.

O, welch ein Tauſch! für Zärtlichkeit,
für Treue, die mein Herz dir weiht,
für Wahrheit giebſt Du Lug und Liſt! —
Ein einzig Veilchen der Natur
gilt mehr als eine Blumenflur
der bettelarmen Kunſt!

VIII.

Der kleine Fritz.

An ſeine junge Freunde.

Ach, wenn ich nur ein Liebchen hätte,
ſo groſs wie ich, und roſenſchön,
mit Freuden gieng ich dann zu Bette,
denn Liebchen müſte mit mir gehn:
wenn ich doch nur ein Liebchen hätte!

Ach, wenn ich nur ein Liebchen hätte,
wie gern verlöſcht ich dann das Licht,
mich ſchröckte kein Geſpenſt — ich wette,
mich bangte vor dem Alpdruck nicht:
wenn ich doch nur ein Liebchen hätte,

Ach,

Ach, wenn ich nur ein Liebchen hätte,
ich wäre fleiſsig ſpat und früh,
trotz meiner Mutter Etikette
und trotz dem Rektor küſst' ich ſie:
wenn ich doch nur ein Liebchen hätte!

Ach, daſs ich doch kein Liebchen habe,
wie's Mode wohl bei Gröſsern iſt.
Ich bin ein armer armer Knabe,
wer ſchenkt mir eins zum heil'gen Chriſt?
Ach, daſs ich doch kein Liebchen habe!

IX.

An Lina.

Dein gedenk' ich, röthet ſich der Morgen,
Dein gedenk' ich, flieht der junge Tag,
und Dir folgen all' die bittern Sorgen
meiner hoffnungsloſen Liebe nach!

Dein gedenk' ich, wann zu beſſern Sphären
mich der Andacht Seraphſchwinge hebt,
und die unſchuldvollſte aller Zähren
in dem kummervollen Auge bebt.

Dein gedenk' ich, fleht auf wunden Knieen
edle Reu' Verzeihung oder Tod;
und die Wangen, die aus Andacht glühen,
färbt die Liebe noch einmal ſo roth.

Dein gedenk' ich, wann ich weinend bete:
daſs ſich täglich mein Vergehen häuft;
Dein gedenk' ich an der Grabeſtätte,
wo im Staube die Verklärung reift.

Wann ich noch ſo mächtig kämpf' und ſtreite
denk' ich Deiner. — Selbſt am Hochaltar,
ſelbſt an eines frommen Prieſters Seite
ſtellt ſich mir Dein himmliſch Bildniſs dar.

Blutig ſteht es hier in dieſem Herzen,
feurig ſteht es hier in dieſer Bruſt;
weh mir, weh! — die Quelle meiner Schmerzen,
wohl mir, wohl! — die Quelle meiner Luſt.

Nun ſo will ich immer Dein gedenken,
immer Dein gedenken für und für,
will Dir alles, Ruh und Leben ſchenken,
und Dein Bild ſei zwiſchen Gott und mir.

Aber wann ich dann auch ausgelitten,
und mein Körper der Vernichtung Raub,
magſt Du Ruh' für meinen Geiſt erbitten,
und ein kühles Grab für meinen Staub.

X.

Abendschwaermerei.

Welch ein Taumel, welch Entzücken
dringt durch Adern und Gebein,
kann ein bloſses Händedrücken
ſolche hohe Luſt verleihn? —
O, ein Kuſs von ihrem Munde
machte mich zu einem Gott,
und in dieſer Zauberſtunde
ſtürb' ich einen Wonnetod.

Alle

Alle Sterne glänzten heller,
als ich ihre Hand geküſst,
und mein Puls lief zehnmal ſchneller,
als er je gelaufen iſt:
unter ungeſtümen Klopfen
hob mein Buſen ſich empor,
und die ſchönſten Thränentropfen,
bebten aus dem Aug' hervor.

Ach, ein Heer von Seeligkeiten
flammte mir in ihrem Blick,
aber tauſend Bangigkeiten
folgten dieſem kurzen Glück,
als ſie, — ach, — ſo kalt von hinnen,
ach, ſo ſtumm von hinnen zog,
und die Täuſchung falſcher Sinnen
ein zu gutes Herz betrog.

XI.

Angebinde.

Am Geburtstage der Frau Profeſſorn Goldhagen in Halle.

den dreißigſten Merz, 1783.

Hier dieſe Blümchen, die die ſtrenge Hand
des freudeleeren Winters noch verſchont,
hier dieſe Blümchen, die kein wilder Sturm
zu früh zerknickt, kein böſer Wurm zernagt,
die, wie im Lenz, ſo blühend und ſo ſchön
und reich noch ſind an ſüſsem Wohlgeruch,
hier dieſe Blümchen, blau und weiſs und roth,
erzog für Dich Dein guter Genius.

Gleich

Gleich dieſen Blümchen blüh' auch Du noch lang',
wie ſie, ſo reich an Schönheit und an Reiz,
und jedes Blatt der Blumen prophezeih'
Dir noch ein Jahr voll Himmelsſeeligkeit;
und wenn dereinſt die Zeit, die alles welkt,
auch dieſen Blümchen ihre Farben nimmt,
ſo bleibe Dir doch dieſe Myrrthe grün,
und dann ſchlaf' ſpät in ihrem Schatten ein.

XII.

Palinodie.

So ſei denn heute wiederrufen,
was je mein Satyr mich gelehrt,
der freundlich, wie ein junger Amor,
dies unbefangne Herz bethört:
ſo ſei es heut dann feſt beſchloſſen,
fort mit der Geiſsel aus der Hand,
wo, ſtatt der Lorbeern, meine Muſe
nur einen Kranz von Neſſeln fand.

Nun Friede mit den Thoren allen,
nun Friede mit der ganzen Welt:
was kümmert mich die Schellenkappe,
die jeder werth wie Kronen hält.
Was half mein Spott, was half mein Lachen? —
Wer leiht mir ſeinen Lieblingshuth? —
Nur her, ihr Herrn! — den erſten beſten,
und alle Damen ſind mir gut. —

Verzeiht mir, Töchter meines Landes,
die Lieder, die ich einſt Euch ſang,
als noch die allzukühne Leier
von Wahrheit und von Spott erklang.
Itzt töne ſie nur Schmeicheleien,
wie Euer Stolz ſie gerne hört,
wodurch Euch junge Stutzer körnen,
und wie ſie Eurer Tugend werth.

Ja, wann ich Eurer Fehler lachte,
die erſten Blick's mein Aug' erſehn,
ſo waren alle dieſe Fehler
bei Euch nur neue Tugenden.
Der heiſse Durſt nach neuen Moden,
die Frankreich Euch ſo reichlich beut,
kam nie aus Eurem eitlen Herzen,
bewies nur Eure Reinlichkeit.

Ihr alle putztet Euch nur immer,
ſo viel der Neid auch ſpötteln kann,
nie für ein Heer von Cicisbeen,
nein, nur für Euren lieben — Mann;
was kümmern Euch die Schmetterlinge,
für die Euch Euer Herz bewahrt. —
Was waren all' die Buhlereien? —
nichts, nichts, als — feine Lebensart.

Der heiſse Trieb, des Nächſten Fehler
mit Argusaugen auszuſpähn,
und keine ſeiner kleinen Schwächen
mit Lieb' und Huld zu überſehn,
nannt' ich Bethörter Mediſance,
da's doch dem trübſten Auge klar,
daſs es nur ſtrenger Tugendeifer,
nie aber Neid und Schmähſucht war.

Und jene Sucht nach Spiel und Karten
in unſrer jungen Damen Bruſt,
und jene Freude bei'm Gewinnen,
und jener Unmuth bei'm Verluſt,
ſchien Spielſucht mir, und viel zu edel
zu faden Tändelein die Zeit!
Allein, Verſtellung war die Freude,
und all' der Unmuth Häuslichkeit.

In Vorurtheilen auferzogen,
geblendet durch der Schönheit Licht,
ſah ich den Glanz von Eurer Tugend,
und fühlte Eure Würde nicht.
Drum, die ich einſt nicht Schönen nannte,
weil Nebel mein Geſicht umhüllt;
ſind alle nun, — es ſei beſchworen,
der Aphrodite Ebenbild.

Auf die ich einſt mit Mitleid blickte,
wie ſie verächtlich auf ein' Buch,
die ſelten, und nur Märchen laſen,
ſind alle, wie Minerva klug;
und die ich einſt mit loſem Lächeln,
vielleicht zu zärtlich ſchäkern ſah,
ſind nun für meinen Spott geſichert,
ſind keuſcher als Lucretia.

XIII.

An Minna.

Solt ich [illegible]ch wie jenes Heer von Thoren,
das mit Mädchen, wie mit Puppen ſpielt,
das Dir oft von Flammen vorgeſchworen,
die das Wehen Deines Fächers kühlt,
das Dir oft durch heuchleriſche Zähren
Deines Herzens ſtille Ruh' geraubt;
ſolt' ich Dich durch Schmeichelein bethören,
die der Stolz nur alzugerne glaubt?

Nein

Nein, Dein Herz lacht dieſer Schmeicheleien,
o, dies Herz ſo engelrein und gut,
ſoll kein Durſt nach Modetand entweihen,
und kein Gift der faden Geckenbrut:
Unſchuld ſoll in Deinem Buſen wohnen,
der ſich nur für ſtille Tugend hebt,
und Dein Herz mit ihrem Frieden lohnen,
der Dich ſanft, wie Frühlingshauch, umſchwebt.

Hoffe nicht, daſs nur um für[illegible]nden
ſich das Rad des Erdenlebens dreh',
daſs Dein Aug' für jede Deiner Wunden
Linderung und ſchnelle Hülfe ſeh';
hoff' es nicht, durch Thränen nur und Leiden
wird der Tugend unerkannter Werth,
nicht im Taumel trunkner Jugendfreuden,
wie das Gold in Flammen, rein bewährt.

Lieb' und Freundſchaft können zwar dem Kranze
unſers Lebens ſchöne Blümchen leih'n,
doch der Sturm wird oft der ſchönſten Pflanze
friſche Blüthen in die Lüfte ſtreun.
Lieb' und Freundſchaft, all' Dein ſüſser Segen,
Deiner Mühen ſeligſter Gewinn,
ſtrömt zu oft, nach langem Thränenregen,
auf das Moos vergeſsner Gräber hin,

Wein', o wein', wann Liebe Dich bethörte.
ſich Dein Herz an einen Schmetterling,
der die Gluth auf rothen Lippen nährte,
wann es ſich an einem Heuchler hing;
weine dann, und waſch' durch Deine Thräne
Deinen Leichtſinn, Deine Thorheit ab,
daſs Dein Herz in ſeiner Engelſchöne
ſich dem Schwur des Thoren übergab.

Wein', o wein', wann Du den Freund gefunden,
der, wie Du, für jede Tugend glüht,
wann er einſt nach wenig ſüſsen Stunden,
ach, auf ewig wieder von Dir flieht;
laſs es nachten, aber wieder tagen,
räum' Dein Herz der Hoffnung wieder ein,
und der Himmel wird Dir dieſe Klagen,
dieſe Seufzer alle gern verzeih'n.

Ja, Geliebte, tauſend Blümchen ſproſſen,
aber hundert reiſst der Sturmwind ab,
eh' ſich noch die Knoſpe ganz entſchloſſen,
und ihr Kelch uns Balſamdüfte gab,
ach, wir ſehen tauſend Freuden blühen,
aber eh' uns eine Wonne reift,
ſehn wir hundert mit dem Sturm entfliehen,
der zu früh ſie grauſam abgeſtreift.

Nicht

Nicht verzagt! — Im fernen Schlummerthale
wird die Nacht durch tauſend Sonnen klar,
und ein Seraph reicht in güldner Schaale
uns Vergeſſenheit der Sorgen dar.
Alle Reize ſtolzer Menſchenjugend,
aller Schimmer dieſer Welt wird bleich,
Paradieſesunſchuld nur und Tugend
macht uns dort den beſſern Engeln gleich.

XIV.

Elegie.

Sophie bei ihres Willhelms Grabe.

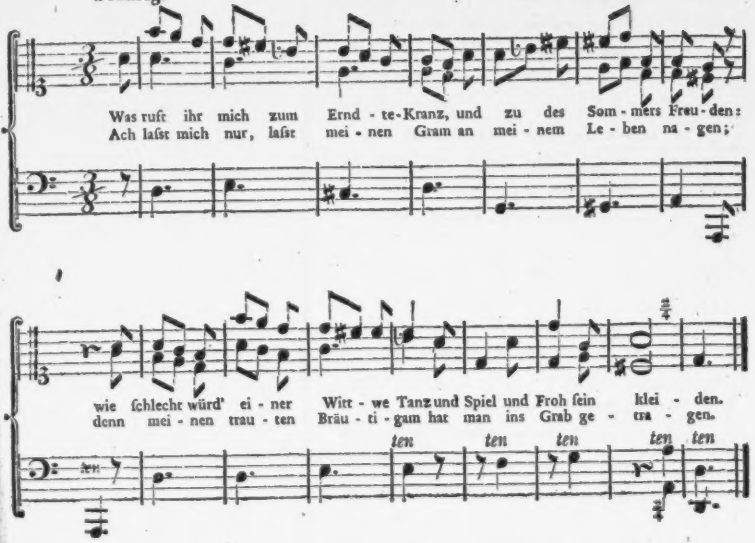
An ihre Geſpielinnen.

Was ruft ihr mich zum Erndtekranz
und zu des Sommers Freuden:
wie ſchlecht würd' einer Wittwe Tanz
und Spiel und Frohſein kleiden.

Ach, laſst mich nur, laſst meinen Gram
an meinem Leben nagen;
denn meinen trauten Bräutigam
hat man in's Grab getragen.

Pag. 50

Traurig.



Jung war er, reizend von Geſtalt,
ſo fromm bei ſeinem Sterben. —
Ach! darum muſt' er auch ſo bald
den ſchönen Himmel erben.

Nun kann in dieſer Welt nichts mehr
mir Ruh' und Friede geben:
ach, wenn es nur nicht Sünde wär',
ſo nähm' ich mir mein Leben. —

Tagtäglich ſitz' ich auf ſein Grab,
und unter Thränengüſſen
mäh' ich die böſen Neſſeln ab,
die unter Veilchen ſprieſsen.

Ach! bittet doch den lieben Gott,
daſs er mein Leiden ende,
und daſs er mir auch bald den Tod
zur ſüſsen Tröſtung ſende.

Und klopft er dann an meine Thür'
und nimmt mein junges Leben,
ſo legt das Liederbuch zu mir,
das Willhelm mir gegeben.

XV.

Beruhigung.

An meinen Freund Krauſe.

Wenn dem künftigen Geſchlechte
wir als Geiſt vorüber ziehn,
werden ſelbſt im Thal der Nächte
uns noch ſchöne Blümchen blühn,
rein wie Aether, mild und helle,
freundlich, wie Vergiſsmeinnicht,
die an reiner Lebensquelle
ſich verkannte Tugend bricht.

O, im wunderſchönen Lenze
prangt dort ſtets die junge Flur,
balſamreiche Blumenkränze
flechten dort die Engel nur;
wunderſchöne Blumenkronen
reich an Roſen und Majoran,
jede edle That zu lohnen,
die auf Erden wir gethan.

Stille Demuth, die beſcheiden
ihre Dornenpfade ging,
und den bittern Kelch der Leiden
mit gelaſsnem Muth empfing,
eingedenk der Menſchheit Mängel,
ohne Stolz auf falſchen Glanz,
lohnet dort ein guter Engel
mit dem ſchönſten Veilchenkranz.

Freundſchaft, treu in Luſt und Schmerzen,
uns zum Troſt herabgeſandt,
Freundſchaft, wie ſie unſre Herzen
ewig unzertrennlich band,
ſchmückt einſt eine kleine Krone
lieblicher Vergiſsmeinnicht,
die zu ihrem ſpäten Lohne
ihr der Freundſchaft Schutzgeiſt flicht.

Heldenmuth, der ohne Zagen
Strafe ſeinem Feind gedräut,
und bedrängter Unſchuld Klagen
willig Arm und Schwerdt geweiht,
wann mit thränenfeuchten Blicken
ſie zu ihm um Schutz gefleht,
wird ein dunkler Lorbeer ſchmücken,
der ihm ſanfte Kühlung weht.

Und getreue keuſche Liebe,
die ein Mädchenherz verlacht,
die dies Aug' oft thränentrübe
und dies Herz oft öde macht,
Liebe, wie ſie einſt die Hirten
in der goldnen Zeit beglückt,
lohnet dort ein Kranz von Myrrthen,
den ein Roſenknöſpchen ſchmückt.

O, ſo laſs uns dann zufrieden
unſre Dornenpfade gehn:
ſollten wir nicht bald hienieden
unſre offne Gräber ſehn? —
Ja, wir ſtehn an ihrer Gränze,
wo des Lebens Gluth verglimmt —
freudig ſeh' ich ſchon die Kränze
die ein Seraph uns beſtimmt!

XVI.

ELEGIE.

Nie, ach nie will ich ihr Bild vergeſſen,
nie die Unſchuld meiner Roſenzeit,
bis das Laub mitleidiger Zypreſſen
Schatten über meine Urne ſtreut,
bis mich dann, mit Erde tief bedeckt,
ſelbſt das Lied der Nachtigall nicht weckt.

Nimmer wird dies Herz ſo mächtig ſchlagen,
wie es ſonſt an ihrem Buſen ſchlug,
nie ſo willig Leid und Schmerz ertragen,
die es gern um ihrentwillen trug;
ſchenkte ſie doch in den Kelch der Pein
dann und wann ein Tröpfchen Lind'rung ein,

Nimmer, nimmer wird dies Herz ſo lieben,
wie es ſie, — und ſie allein geliebt! —
O, noch itzt, da nichts mir übrig blieben
als die Freude, die Erinn'rung giebt,
o, noch itzt — ſeh ich ihr Bildniſs an,
fühl' ich's, daſs ich nie mehr lieben kann!

Ach, wie oft ſitz' ich zu ganzen Stunden
in mich ſelbſt und meinen Gram geſenkt,
bis die Hofnung meine blut'gen Wunden
mit dem Thau von ihrem Balſam tränkt;
o, vielleicht ruft noch ein hold Geſchick
dich zuletzt in ihren Arm zurück!

Nur noch Eine dieſer Wonneſcenen,
nur noch Einen — Einen Abſchiedskuſs,
ach, noch Eine dieſer Trennungsthränen,
wenn ich doch auf ewig fliehen muſs,
nur Ein Seufzer, nur Ein ſüſser Blick
kehr' mir noch aus jener Zeit zurück.

Dann umhülle mich, o Mutter Erde,
wann ich dieſer ſchönen Ruhe werth,
daſs ich wieder kalte Aſche werde,
die ein Heer von ſchönen Blümchen nährt,
daſs ſie dann noch meine Aſche bricht,
pflückt ſie einſt ſich ein Vergiſsmeinnicht.

O, wie ſchön, will ich am Buſen blühen,
den ein unſchuldvolles Herz erhöht
o, ein Herz, um das ich einſt auf Knieen, —
welche Wonne! — nicht umſonſt gefleht: —
und dann wähnt wohl ihre Schwärmerei,
daſs dies Blümchen mehr als Blümchen ſei!

XVII.

An unsre Aeltern.

Bei ihrer fünf und zwanzigſten Verbindungs-Feier.

den ein und dreißigſten des Hennonats, 1784.

Des Lebens Pfad iſt nicht ein Pfad der Wonne,
wo Roſen uns die ſanfte Freude ſtreut,
wo willig uns bei'm ſchwühlen Strahl der Sonne
der junge Weſt die kühlen Schwingen leiht;
wo nur das Lied vergnügter Nachtigallen
beblümte Hügel wiederhallen.

Nein,

Nein, ſelten ſprieſst auf dieſen dürren Auen,
wo leicht das Glück mit Schüchternheit entflieht,
wo Thränen nur auf öde Felſen thauen,
ein Blümchen auf, das uns der Lenz erzieht;
und tauſendmal, eh' wir dies Blümchen pflücken,
wird es der Stürme Hand zerknicken.

Wer miſst ſie all', des Lebens Bitterkeiten,
wer wiegt ſein Leid mit reinen Freuden auf,
wer hemmt den Strom beglückter Jugendzeiten,
und wer bezwingt der Trauertage Lauf? —
Wer kann mit Macht, wenn Ungewitter dräuen,
das ſchwarze Wolkenheer zerſtreuen?

Ein edel Herz, vereint mit einem Herzen,
dem ſeinen gleich, das keine Zukunft ſcheut,
trägt ſtill ſein Loos, trägt lächelnd ſeine Schmerzen,
und findet Troſt in ſeiner Zärtlichkeit:
dann lehrt die Lieb' in unwirthbaren Gründen
die ſchönſten Lebensblümchen finden.

Wenn

Wenn alles welkt, wird ihre Myrrthe blühen,
die keinen Froſt des todten Winters ſcheut:
wenn alles flieht, ſo wird doch ſie nicht fliehen,
ſie ſtirbt mit uns und eilt zur Ewigkeit:
die Dankbarkeit wird noch nach fünfzig Lenzen
ihr Bild mit friſchen Blumen kränzen.

Ihr lehrtet uns durch Thaten, theure Beide,
Ihr prägtet tief in unſre Herzen ein;
es könne nur die tugendhafte Freude
das ſchöne Loos von edlen Seelen ſein.
Ihr lehrtet uns, gelaſſen, ohne Klagen
den Schmerz durch Zärtlichkeit ertragen.

Ihr führtet uns zum fernen Tugendtempel,
Ihr ſporntet ſtets auf unſrer ſteilen Bahn,
nicht bloſs durch Lob, Ihr ſporntet durch Exempel
mit neuem Muth den lauen Eifer an.
O habet Dank, habt Dank durch dieſe Zähren
für Eure Lieb' und Eure Lehren!

XVIII.

An junge ſpröde Schönen.

Ich ſah ein Röſchen
am Wege ſtehn,
es war ſo blühend
und wunderſchön,
es hauchte Balſam
weit um ſich her,
ich wollt' es brechen,
und ſtach mich ſehr.

Ihr lieben Mädchen,
dies ſing ich euch,
ihr ſeid in allem
dem Röſchen gleich,
ihr lockt durch Schönheit
uns um euch her,
und ſeid dann ſpröde
und quält uns ſehr.

Doch hört nun weiter
was drauf geſchehn,
ich ging von dannen,
und lieſs es ſtehn,
und eh' ſein Ende
der Tag erreicht,
war's von der Sonne
ganz ausgebleicht.

Und nun die Lehre? —
Sie iſt nicht ſchwer,
drum ſag' ich weiter
kein Wörtchen mehr,
leicht könnt ihr, zeigen,
daſs ihr ſie wiſst,
wenn ihr nun alle
den Sänger küſst.

XIX.

NONNENLIED.

Schwestern, in der öden Zelle,
wo die Andacht wohnen ſoll,
wo ſo manche Jammerzähre
meinem trüben Aug' entquoll
ſag' ich euch und euren Freuden
ein betrübtes Lebewohl!

Roſen, die der Lenz erzogen,
die Aurorens Purpur ſchmückt,
welken oft im Sonnenſcheine,
wann kein Regen ſie erquickt,
eh' ſie noch die Hand des Jünglings
für des Mädchens Buſen pflückt.

Gleich

Gleich den jugendlichen Roſen
welk' auch ich im Sonnenſchein,
und kein Thränenregen mindert
meines Herzens ſtumme Pein;
ach! ich reife nur dem Grabe,
einſt des Todes Braut zu ſein.

Vor dem Altar hingegoſſen,
wann mein Herz in Andacht glüht,
und des Prieſters heil'ger Seegen
mich zu beſſern Sphären zieht,
denk' ich noch der Erdenfreuden,
die für mich ſchon längſt verblüht,

O, es nagt an dieſem Leben
jener Kampf der Menſchlichkeit,
der den allzufernen Himmel
mit der Erde Luſt entzweit:
ach! ich ſegne noch die Wonnen,
die mein blutend Herz bereut.

Betet doch, ihr meine Lieben,
für der armen Schweſter Ruh',
liſpelt durch geweihte Lieder
Tröſtung ihrem Herzen zu,
und verblüht ſie, drückt mit Thränen
ihr die ſtarren Augen zu.

Blumen pflanzt bei ihrem Grabe,
die auch ſelbſt im Winter blühn,
zeigt ſie Jünglingen und Mädchen,
die aus Lieb' und Andacht glühn,
daſs ſie ſich ein Blümchen pflücken,
und geſtärkt von hinnen ziehn.

XX.

Elegie.

Lass mich los! dies Blendwerk goldner Scenen
ſchwand ſchon längſt vor dem erhellten Blick:
nimm die Bitten, Seufzer, Schwüre, Thränen,
nimm die Locke, nimm den Ring zurück.
Es verſiegt in dieſem dürren Sande
jede Thräne, die der Liebe rinnt. —
Laſs mich los — und wären's Roſenbande,
wie es Bande nur aus Dornen ſind.

Kann ein Schatten dieſes Herz beglücken,
das ſich ſelig fühlte durch Genuſs?
Ach, umſonſt! — Ein leiſes Händedrücken
überwiegt des Schwärmers Flammenkuſs.
Zaubert wohl das mächtigſte Verlangen
nur im Traume mir Dein Bild zurück? —
Laſs mich los! — verbleicht ſind meine Wangen,
welk mein Herz und ohne Licht mein Blick.

Vor der Welt herzloſem Gaukelſpiele
wich die Einfalt meiner Knabenzeit;
rege wurden ſchlummernde Gefühle
und verſtimmten dieſes Herz zu Leid;
ſtetes Schmachten, niegefühltes Sehnen
machte mich zu Freud' und Liedern ſtumm,
oft zerfloſs dies Aug' in bittre Thränen,
aber ſelten wuſst' ich recht warum.

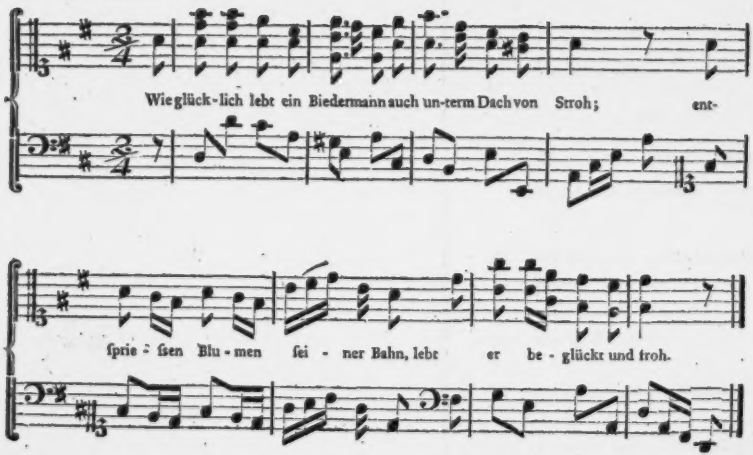
Doch, als drauf mein Auge Dich erblickte,
ward auf einmal alles, alles klar,
dafs dies Weh, das meinen Buſen drückte,
nur das Vorgefühl der Liebe war.
Nun verſtand ich dies geheime Sehnen,
Wolluſt ward mein jugendlicher Schmerz;
ich berauſchte mich in ſanften Thränen,
und die Hofnung tröſtete mein Herz.

Doch dies Glück entflohner Blüthenzeiten,
fiel zu früh, wie junge Blüthen ab,
als die Liebe mir nur Bitterkeiten,
und die Hofnung keinen Troſt mehr gab.
Schnell zerknickten ungeſtüme Winde
all' die Roſen, die mein Lenz gebar,
als ich fand, dafs meine Liebe Sünde
und mein Hoffen nichts als Schwachheit war.

Nimm zurück die Schwüre heil'ger Treue,
nimm zurück dies vielgeliebte Band!
Alles, alles — Engel — nur verzeihe,
daſs mein Herz Dich liebenswürdig fand!
Sprich mich frei von dieſen Jugendſünden,
trockne dieſen thränenfeuchten Blick;
löſe nun die Ketten, die mich binden,
nimm den Ring und gieb mein Herz zurück!

Pag. 73

Froh.


Wie glück-lich lebt ein Biedermann auch un-term Dach von Stroh; ent-
ſprie-ſſen Blu-men ſei-ner Bahn, lebt er be-glückt und froh.

XXI.

Das Loos der Tugend.

Nobilitas ſola eſt atque unica virtus.
Juvenal.

Wie glücklich lebt ein Biedermann,
auch unter'm Dach von Stroh
entſprieſsen Blumen ſeiner Bahn,
lebt er beglückt und froh.

Ihn lehrt ſein Herz die ſchwere Kunſt,
die Zukunft nicht zu ſcheun,
und er braucht keines Fürſten Gunſt,
um hochbeglückt zu ſein,

Fern von des Hofes Sclaverei,
des leeren Städters Zwang,
liegt nie ſein Herz, von Wünſchen frei,
an Leidenſchaften krank.

Mit jedem Morgen wird ſein Herz
zu neuem Jubel wach,
denn nimmer folgt der Reue Schmerz
der Einfalt Freuden nach.

Er ſchmeckt auf ſeiner kleinen Flur,
von Neidern ungeſehn,
die ſtillen Reize der Natur,
die ewig neu und ſchön.

Sein Schauſpiel iſt des Morgens Glanz,
iſt Sonn' und Mondenſchein,
der lichten Sterne Zirkeltanz,
und Hügel, Bach und Hain.

Ihm tönt der Lerchen Jubelſchall
das lieblichſte Konzert,
und ſeine Freundinn Nachtigall
iſt mehr als Opern werth.

Er ſtrebt nach keinem ſtolzern Ziel,
wünſcht ſich kein reicher Loos;
denn all' ſein Reichthum iſt Gefühl,
ihn macht ſein Herz ſchon groſs.

Bei ſeiner Hütte wohnt ein Freund,
treu, weiſ' und tugendhaft,
den Weisheit nur mit ihm vereint,
nicht Jugendleidenſchaft.

Er ruht in eines Weibchens Arm,
die innig fühlt und küſst,
und ſeinen Miſsmuth, ſeinen Harm
durch Zärtlichkeit verſüſst,

Voll Treu zieht ſie auf ihrem Schooſs
ihm Mädchen, wunderſchön,
und Knaben, ſtark und bieder, groſs,
die feſt, wie Eichen, ſtehn.

Und wenn ſich ſpät ſein Auge ſchlieſst,
iſt ihr erblaſst Geſicht,
ihr Auge, das in Thränen bricht,
ſein ſchönſtes Lobgedicht.

XXII.

Henriette Müllern *) an ihren Gatten.

Am Geburtstage des Königs.

den vier und zwanzigſten Iänner, 1785.

Komm, [illegible]rte meines Lebens,
laſs gerührt uns niederknien;
ſoll dies Wonnefeſt vergebens
ohne Dankgebet entfliehn?

Frie-

*) Henriette Müllern wurde zu Groszkehl im Mecklenburg-Schweriniſchen geboren. Im Iahr 1782 bat ſie den König in einer naiven und rührenden Bittſchrift um eine kleine Meierei in den neuangelegten Kolonien, worauf ihr auch durch den Staatsminiſter Herrn von Werder die gnädige Reſolution ertheilet wurde.

Friedrich lebt! — dies Wort der Wonne
hallen Flur und Hügel nach,
milder ſtralt mir heut die Sonne
auf dies kleine Hüttendach.

Auf dies Dach, wo ſtiller Friede
ſich mit Zärtlichkeit verband,
wo, der todten Wünſche müde,
Liebe Schutz und Freiſtatt fand. —

Und wer trocknete die [illegible]e,
die der Kummer ausgepreſst,
wandelte die Trauerſcene
in ein langes Freudenfeſt?

Er,

wurde, daſs ihre Bitte erfüllt werden ſollte, ſobald ſie ſich nur mit einem redlichen arbeitſamen Manne würde ehelich verbunden haben. Dies geſchah, und ſie erhielt darauf mit ihrem Gatten bei Neustadt an der Dosse ein neues Haus mit Scheune, Stallung, Vieh, und neunzig Morgen Landes.

Er, der Einz'ge, der die Bitte
der verlaſsnen Armuth hört;
Er verlieh uns dieſe Hütte,
dieſe Flur uud dieſen Heerd.

Wandelte die ſtillen Leiden,
hoffnungsloſer Liebe Pein,
in ein langes Feſt der Freuden;
hieſs uns gut und glücklich ſein.

Drum ſo laſs uns niederknieen,
Seines Lebens uns erfreun,
Andacht unſer Herz durchglühen,
und Ihm dieſen Säugling weihn.

Daſs er, gröſser, kühn im Streite
ſich dem Vaterlande weih',
und an ſeines Königs Seite
ſtolzer Feinde Sieger ſei.

XXIII.

An Lina.

Kein Wort hat meiner Liebe Sehnen,
o Karoline, Dir bekannt,
doch ſagten oft geheime Thränen,
was kaum mein Herz ſich ſelbſt geſtand,
das ſchwer und ungeſtüm erbebte,
wann nur mein Auge Dich erblickt,
wann auf der Lipp' ein Seufzer ſchwebte,
den Furcht und Scham nur halb erſtickt.

Du aber lachteſt meiner Klagen,
Du lenkteſt nie durch einen Blick
den ſchwarzen Strom von meinen Tagen
in ein beblümtes Beet zurück.
Ich weinte laut, Du konnteſt ſcherzen,
doch zürnen, wenn mein Jammer ſchwieg,
das Mitgefühl an fremden Schmerzen
erſtickte das Gefühl von Sieg.

Wohlan! Die letzte meiner Zähren
ſei, Lina, heute Dir geweiht;
die Liebe wird mein Flehn erhören, –
und rächen meine Zärtlichkeit.
O, bald nagt dann mit ſtummen Schmerzen
die Reu an Deines Lebens Ruh,
ich aber ſeh mit kaltem Herzen
den Thränen Deines Kummers zu.

Einſt wird ein Bube dann mit Schwüren,
mit Seufzern, die die Liſt erſchaft,
Dein unbefangnes Herz verführen
im Rauſch erhitzter Leidenſchaft,
Du weinſt dann laut, und ich kann ſcherzen,
ſehn lächelnd Deine Leiden an; —
doch nein, ich theile Deine Schmerzen,
wann ich Dich auch nicht lieben kann.

XXIV.

Warnung.

An einen Freund.

Tausend kämpften muthig und erlagen
in dem Lenz von ihren ſchönſten Tagen,
wenigen ward nur der Sieg gewährt;
und die nicht an ihren Wunden ſtarben,
tragen doch in ihrem Herzen Narben,
und die Schwermuth, die nur Thränen nährt.

Wiſſe, Freund, aus ſanften Mädchenblicken
ſaugt das Auge tödliches Entzücken,
ſchon ein Druck von einer weichen Hand
preſst ſo eng' das offne Herz zuſammen,
und ein Kuſs ſetzt es in lichte Flammen,
die Dein Buſen nie zuvor gekannt.

Doch ich will von dieſem Jammer ſchweigen,
Wankelmuth iſt allen Mädchen eigen,
und mit ihren Schwüren ſpielt der Weſt,
heute werden ſie Dir Treue ſchwören,
morgen knüpft an heiligen Altären
ihre Hand ein neues Bündniſs feſt.

Darum flieh' das Auge ſtolzer Schönen,
und die Wolluſt räthſelhafter Thränen,
jugendlicher Lippen Roſenglanz:
flieh' die Lieder glatter Mädchenzungen,
und den Zauber ſtiller Dämmerungen,
doch vor allen, allen — flieh' den Tanz!

XXV.

Dank.

An Lina.

Elle fut reſervée ſans doute pour les cieux,
un hazard très heureux en embellit la terre.

Habe Dank für all' die trüben Stunden,
habe Dank für den geliebten Schmerz;
was mich ſonſt an dieſe Welt gebunden,
feſſelt fürder nicht dies freie Herz,
Sclaven nur im Kerker können ſagen,
wie des freien Menſchen Loos ſo ſchön,
darum muſst' ich Deine Feſſeln tragen,
darum muſsteſt Du mich nicht verſtehn.

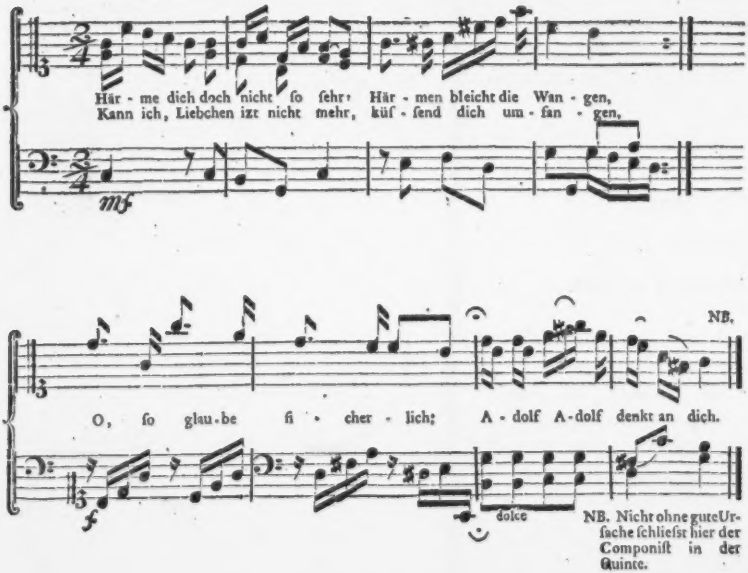
Ueberall, wo Gottes Sonne ſcheinet,
trifft Du Reue nur und Elend an,
ſiehſt Du Thränen, die die Liebe weinet,
und die Allmacht ſelbſt nicht trocknen kann;
doch dem Staube ward dies Loos gegeben,
daſs der Geiſt, den jede Kette drückt,
ſehnſuchtsvoller aus dem Sclavenleben
nach den Freuden beſsrer Welten blickt.

Wunſch und Hofnung engelreiner Triebe
ziemen ſich für keine Sündenwelt,
wo in ſchnöden Banden jede Liebe
Wolluſt, Geiz und Stolz gefangen hält,
aber Ruhe wird ihr einſt zum Lohne
für die Thräne, die der Schmerz erpreſst,
wann die Zeit von Deiner Roſenkrone
grauſam Dir nur Dornen übrig läſst.

XXVI.

Pag. 87

Sanft tröſtend.



NB. Nicht ohne gute Urſache ſchlieſst hier der Componiſt in der Quinte.

XXVI.

Trost.

Adolf an ſein Liebchen

Härme dich doch nicht ſo ſehr,
Härmen bleicht die Wangen,
kann ich, Liebchen, itzt nicht mehr
küſſend dich umfangen,
o, ſo glaube ſicherlich,
Adolf, Adolf denkt an dich.

Heiſse Seufzer ſchick' ich dir,
Liebchen, alle Tage,
jeder eil' zu deiner Thür'
und ein jeder ſage,
flieht er leiſe vor dir hin,
daſs ich krank vor Liebe bin.

Aber, Liebchen, wirſt auch du,
ewig treu verbleiben? —
Weht ein Weſt mir Kühlung zu
o, ſo will ich gläuben,
es ſei meines Mädchen Geiſt,
daſs du krank vor Liebe ſeiſt.

XXVII.

An° meine Mitbürger.

Beim Tode Herzogs Leopold von Braunſchweig.

Im Monat Aprill, 1785.

Was ſteht ihr hier und zagt? wozu dies Händeringen,
dies Seufzen, dieſe Thränenfluth,
o, könnte Menſchenkraft zurück Sein Leben bringen,
wer opferte nicht gern ſein Blut?

Hemmt eure Seufzer jezt, ſtillt eure heiſse Zähren,
die neidiſch euer Aug' Ihm weiht;
durch Thaten könnt ihr nur Sein Angedenken ehren,
durch Bruderlieb' und Menſchlichkeit.

O, ſchwört bei Seiner Gruft, dem Edlen nachzuahmen,
einſt Seines Todes werth zu ſein,
und graht mit Flammenſchrift den ewig theuren Namen
in die noch blut'ge Herzen ein.

Er war zu Freuden reif, die nur in Eden ſprieſsen,
ſchloſs glorreich ſeinen kurzen Lauf,
und Sein verklärter Geiſt ſchwang ſich aus Finſterniſſen
zur Gottheit lichtem Thron hinauf.

Dort lohnt Ihn Seeligkeit, wie Sein Verdienſt ſie heiſchet,
das Seinen Schleier überlebt,
dort, wo Sein weiches Herz nie eitle Hofnung täuſchet,
wann fruchtlos Er zu retten ſtrebt.

O, weinet nicht um Ihn, Er darf nicht mehr die Leiden,
den Hungertod der Armuth ſehn,
Er ſtarb den Rettertod, ſchmeckt namenloſe Freuden,
die für dies Erdenloos zu ſchön.

Weint um die Edle nur, die unter ihrem Herzen
den Liebling ſtolzer Völker trug,
weint um die Brüder nur, theilt nur der Menſchheit Schmerzen,
und ſegnet Seinen Aſchenkrug.

Zu glorreich war Sein Tod für ſchwache Menſchenthränen,
o, betet ſtill die Vorſicht an,
die all' die Dunkelheit von dieſen Trauerſcenen
durch Himmelsglanz erleuchten kann.

Er erndtet nun die Frucht von all' dem edlen Saamen,
den Seine Tugend ausgeſtreut,
und Sein erhabner Tod prägt tief auf Seinen Namen
das Siegel der Unſterblichkeit.

XXVIII.

DIE EINFALT.

EINFALT, Einfalt, Freundinn meiner Jugend,
holde Göttinn, wo verweilt dein Fuſs?
kehre wieder, ſchütze meine Tugend,
ach, ſie ſtirbt, wann ſie dich miſſen muſs.
Gieb noch einmal mir die ſantte Freude,
die ſo ganz mein weiches Herz gefühlt,
als ich noch im erſten Flügelkleide
mit dem Kräuſel oder Ball geſpielt.

Ach,

Ach, wo weilſt du, hörſt du nicht mein Rufen,
welche Macht beflügelt deine Flucht? —
Hier an unſrer Schlöſſer Marmorſtuffen
hab' ich lange dich umſonſt geſucht;
lebſt du itzt bei Schäfern unter Heerden,
wo Vergiſsmeinnicht an Bächen blühn,
o; ſo will ich gern zum Hirten werden,
und den Prunk des flachen Städters fliehn.

Ohne dich ſind alle Erdenfreuden
falſcher Schimmer für ein fühlend Herz,
wer dich hat, wird keine Fürſten neiden,
ſeine Wünſche ſchweben himmelwärts.
Ohne dich iſt unſer Loos Beſchwerde,
ſtirbt des Geiſtes jugendliche Kraft,
ſelbſt die Herrſcher einer halben Erde
ſind nur Sclaven ihrer Leidenſchaft.

Drum ſo laſs im Stral der Morgenſonne,
und in Lunens keuſchem Silberſchein
deiner Gottheit niebeſungne Wonne
die Gefährtinn meines Lebens ſein;
unter ſtolzgewachſnen Lindenbäumen,
und von ihrem Blüthenduft erquickt,
will ich wachend dann Entzücken träumen,
und vergeſſen, was die Menſchheit drückt.

XXIX.

XXIX.

An Lina.

Tausendmal hab ich bekannt,
daſs ich Deine Feſſeln trüge,
doch Du haſt zu Deinem Siege
ſtolz Dein Herz nur abgewandt;
kalt und hart wie Demantſtein
lachteſt Du nur meiner Pein:
weiſst Du nun; was ich will machen? —
Ich will auch mein Leid belachen!

Wann

Wann ein Seufzer mir entfuhr,
wolltest Du ihn nie erhören,
flossen meine bittre Zähren,
lachtest Du der Zähren nur.
Wann ich Deinen Reiz erhob,
lachtest Du des Sängers Lob:
weißt Du nun, was ich will machen?—
Ich will auch mein Lob belachen!

XXX.

SERENADE.

LÄNGST tränkte Dich des Schlummers Schaale,
Du träumſt, doch nicht von Deinem Freund,
der hier im bleichen Mondenſtrale
Dir ſeine letzte Zähre weint:
der, hingeſtürzt auf kalter Schwelle,
nach Deinem kleinen Fenſter ſtarrt,
das oft um Mitternacht noch helle
durch Deines Lämpchens Schimmer ward.

Itzt alles um mich öd' und trübe,
ſo ſchauervoll die ſtille Nacht,
wo nur verfolgte treue Liebe,
nur dies bethränte Auge wacht.
Kein Blick von Dir, kein Lampenſchimmer,
der freundlich auf mich niederfällt,
und Dein geliebtes kleines Zimmer
durch einen milden Stral erhellt

So mag der Sturm mein Lied verhallen,
und ungeſehn mein Thränenbach
auf dieſe Schwelle niederfallen,
wo dieſes Herz in Liebe brach,
nichts, nichts ſoll Deinen Schlummer ſtören,
Du weinteſt ſonſt in meinen Schmerz,
und ſelbſt die kleinſte Deiner Zähren
iſt viel zu köſtlich für dies Herz.

XXXI.

An Aspasia.

Einst liebt ich Dich - einſt trug ich Deine Ketten,
in wonnetrunkner Schwärmerei,
ganz war ich Dein, nichts konnte mich erretten,
und — Dank Dir, Dank! — Du gabſt mich frei.

Du lehrteſt mich, daſs all' der Glanz der Jugend
nur kurze Zeit die Sinne täuſcht,
und daſs dies Herz die Reize ſanfter Tugend
für ſeine reine Flamme heiſcht.

Daſs Dir der Witz herzloſer Modeſöhne —
der kindiſch nur mit Silben ſpielt,
weit mehr gefällt, als die verhalt'ne Thräne,
die oft ſich dieſem Aug' entſtiehlt.

Und daſs der Klang hellſchimmernder Brelocken
weit inniger Dein Ohr erfreut,
als wenn dies Herz, halb furchtſam, halb erſchrocken,
Dir ſeine erſten Lieder weiht;

Daſs Dir der Prunk erkaufter leerer Titel
weit gröſser deucht, als ſtiller Werth,
der überall, im Purpur, wie im Kittel,
den Fürſten wie den Sclaven ehrt.

Und daſs der Glanz von kargerworbnen Schätzen,
Dir heller ſtralt, als Edelmuth,
der ungeſehn, mit himmliſchen Ergötzen,
viel kronenwerthe Thaten thut.

So lebe wohl! — An frischen Mädchenwangen
kann zwar in liebesüßem Schmerz,
dies trunkne Aug' zu ganzen Stunden hangen,
doch Augenblicke nur dies Herz. —

XXXII.

An Lukull.

Heischt Deinen Wunsch der Glanz von goldnen Kronen,
ein Ordensband, das Helden schmückt,
will nur Dein Stolz in Marmorschlössern wohnen,
die Helfenbein und Porphyr drückt? —

Sehnst Du Dich nur nach Gotters Leckermahlen;
kann Deinen Geist nur Wollust freun;
schlürft lüstern nur Dein Gaum aus goldnen Schaalen
den Schaum von Frankreichs Necktar ein?

Sind Tanz und Spiel, ſind Opern und Kaſtraten
Dein Zeitvertreib, und ſchlägt Dein Herz
nie heftiger bei Friedrichs Heldenthaten,
nie ruhiger bei Wielands Scherz?

Hüllſt Du Dich nur in Purpur ein und Seide,
ſchläfſt Du, von Flöten eingewiegt,
in Lais Arm, gefühllos für die Freude
der Liebe, die kein Gold beſiegt? —

So meide mich — Du kennſt den Werth der Hirten,
die Wolluſt ihrer Mahlzeit nicht,
wo keuſche Lieb' ſtets friſchentblühte Myrrthen
um jugendliche Locken flicht.

Ein Ordensband reizt nicht mein Herz zum Neide;
es sei mein Ruhm nur; Mensch zu sein. —
Geh Du voll Stolz in Purpur, Gold und Seide;
kein Stern und Gold kann mich erfreun.

Natur, Natur, dein Reiz wird nie verschwinden,
wie Opernspiel und Modetand,
bei Dir wird stets mein Herz Entzücken finden,
das nie ein Sybarit gekannt!

Kein welsches Lied, kein Triller von Kastraten
ahmt Philomelens Tönen nach,
und güldner glänzt das Gold von meinen Saaten,
als Deiner Schlösser goldnes Dach.

Und frische Milch beim kleinen Hirtenmahle,
wo Unschuld reine Scherze weckt,
ist süsser mir, als Dir in goldnen Schaale
Lyäens Purpurtraube schmeckt.

Kein Phrynenkuss kann Wollust mir gewähren,
ich bleibe kalt wie Xenokrat,
bis Hymen einst bei heiligen Altären
Cytherens Gluth geläutert hat.

XXXIII.

Trost.

An meinen Freund, Herrn v. Clermont.

Beim Grabe ſeiner geliebten Mutter.

den ſiebenten Aprill, 1785.

Freund, Bewuſstſein, daſs hienieden
nicht der Geiſt wie Staub verfliegt,
daſs der Tod den Lebensmüden
nur in ſanftem Schlummer wiegt,
ſtärke Dich in dieſen Stunden,
bei der Mutter Aſchenkrug,
wo der Schmerz ſo tiefe Wunden
Deinem weichen Herzen ſchlug.

Sieh,

Sieh, die Wuth der Erdenzeiten
ſchwelgt zwar dieſen kurzen Lauf,
aber nicht die Seeligkeiten
eines neuen Lebens auf;
ſelig, ſelig, wen am Ziele
die verheiſsne Palme deckt,
wer die himmliſchen Gefühle
grenzenloſer Freiheit ſchmeckt.

O! nach wenig kurzen Stunden
iſt auch Deine Prüfungszeit
wie ein leichter Traum verſchwunden,
den ein Sonnenblick zerſtreut.
Süſser Troſt für fromme Zähren,
auch Du wirſt einſt auferſtehn,
und verklärt in beſſern Sphären
die verlohrne Mutter ſehn.

XXXIV.

An Demoiselle K. S...

Ein Angebinde am Geburtstage.

Den ersten des Weinmonats, 1785.

Wann tausende, um ihren Stolz zu fröhnen,
mit Kränzen, die die Kunst nur flicht,
voll Selbstgefühl an diesem Fest Dich krönen,
bringt Freundschaft Ein Vergiss mein nicht!

Auch mir gab nur das Glück mit kargen Händen
ein fühlend Herz, ein Saitenspiel, —
der Reich're mag Dir stolze Gaben spenden,
ich geb' ein Liedchen voll Gefühl.

Kein

Kein kalter Wunſch — nur Eine heiſse Zähre
ſei Dir geweiht; — nur dies Gebet,
das Segen Dir aus einer höhern Sphäre
und nichts — nichts für mich ſelbſt erfleht!

XXXV.

XXXV.

An die Nachtigall.

Schweig, Nachtigall, ſchweig, kleine Heuchlerinn,
was ſoll dies Lied zu deinem frohen Sinn?
dir lacht der Liebe Glück, dein Frühling blüht:
o, leih' es mir, dies ſüſse Klagelied.

Für mich allein ziemt ſich dein ſanfter Schmerz,
ich liebe nur ein hartes Mädchenherz,
ich ſeufz' umſonſt in ewig neuem Harm,
ſcheu, wie ein Reh, entflieht ſie meinem Arm.

Wie

Wie glücklich lebſt du, Zögling der Natur,
im ſtillen Hain, auf blumenreicher Flur,
du wohnſt, wohin die Phantaſie dich zieht,
dein Amt iſt Lieb' und deine Pflicht ein Lied.

Wir aber, wir, die Geiz und Ehrſucht drückt,
und Liebe quält, ſind ſelten recht beglückt:
auch ich ſeufz' itzt nach meinem Mädchen hin:
o, weine mit, geliebte Sängerinn!

XXXVI.

Impromtü.

An Lina.

Verzeihung mir, wann ich um einen Kuſs
zu Dir gefleht, Verzeihung, Karoline,
mir bleibt der Troſt beim peinlichſten Verdruſs;
wann ich ihn auch auf ſtets entbehren muſs,
daſs ich ihn ſtets durch Zärtlichkeit verdiene.

XXXVII.

Die Eiche.

Nicht den Lorbeer, der in ferner Zone
an des Römers *) Marmorurne ſprieſst,
oder der ſich ſtolz zur Siegeskrone
um die Scheitel fremder Krieger ſchlieſst.

Nicht Cytherens blüthenreiche Myrrthe,
die den Buſen junger Nymphen ſchmückt,
oder die der königliche Hirte
einſt in Idas ſtillem Hain gepflückt.

Nicht

*) Auf Virgils Grabmahl blühte nemlich, wie verſchiedne Reiſebeſchreiber erzählen, ein Lorbeerbaum, der aber vor einigen Jahren verdorrt ſein ſoll.

Nicht die ſchlanken traubenreichen Reben,
nicht die Palme, die der Eintracht blüht,
nicht die Zeder will ich heut' erheben,
dich nur, Eiche, ſingt mein kühner Lied.

Im geweihten Dunkel deiner Schatten
ſaſsen einſt, mit blutgetränkter Hand,
Helden, die den Sieg errungen hatten,
und gekämpft für's freie Vaterland.

Ruhten dann in deines Laubes Kühle,
ſangen dann, bei hellem Sternenklang,
in der Barden heil'gem Saitenſpiele,
ihren jubelvollen Siegsgeſang.

Flohen Varus ſtolze Legionen,
flocht aus deinem breiten Laub die Hand
teutſcher Mädchen dem Geliebten Kronen,
der den Römer ſiegreich überwand.

Und, gelehnt an Deinem Stamme, ruhte,
neben ſich den abgebrochnen Speer,
der Verwund'te, und mit ſeinem Blute
tränkt' er deine Wurzel rund umher.

Unter deinem Schatten ſchwur THUSNELDEN
HERMAN einſt geweihter Liebe Bund,
und das Lob zu früh gefall'ner Helden
machten hier erhab'ne Barden kund.

Doch es kam des Auslands falſche Sitte,
und verſchwunden war die goldne Zeit,
zwar zum Pallaſt ward die kleine Hütte,
aber Treue floh' und Tapferkeit.

Unſre Krieger duften nur von Narden,
unſre Helden dürſten nur nach Raub,
feile Lorbeern heiſchen unſre Barden,
aber keiner edles Eichenlaub,

Ach, in ihren Liedern glüht kein Feuer,
das zu Thaten Heere einſt berauſcht,
und die ernſte feierliche Leier
haben ſie um Frankreichs Witz vertauſcht.

Unſre Weiſen ſind zu Schwätzern worden,
unſre Helden ringen nur, voll Neid,
nach dem Flitterglanz von einem Orden,
und verſchmähen die Unſterblichkeit.

Wer an Tugend glaubet, haſcht nach Träumen,
denn Verdienſte ſchätzt man nur nach Gold:
tauſend ſahn der Oder Fluthen ſchäumen,
und nur Einer ſtarb, wie — Leopold!

Wenig Edle trauern nur verſchwiegen,
der Verfolgung und des Neides Raub,
ſterben hin im ſtummen Miſsvergnügen,
und verwelken, wie dein dürres Laub.

Wünſchen ihren trägen Stunden Flügel,
bald ein Ende dem verhaſsten Traum,
und auf ihrem kalten Todtenhügel,
deinen Schatten, königlicher Baum!

Ja, du ſollſt nur ihrer Gruft entſprieſsen,
dann verweilt bei Dir des Wandrers Schritt,
ahndend, daſs er unter ſeinen Füſsen
tugendhafter Herzen Aſche tritt.

Und er ſchwört, von Hochgefühl durchdrungen,
edle Thaten auch, wie ſie, zu thun,
um dereinſt in deinen Dämmerungen
ſtillbeweint und ehrenvoll zu ruhn.

XXXVIII.

An Demoiselle H. S...

An ihrem Confirmationstage.

Unvergesslich Deinem weichen Herzen,
heilig, heilig sei Dir dieser Tag;
heilig Dir die feierliche Scene,
und die stille gottgeweihte Thräne,
die so schön aus Deinem Auge brach.

Gott erhört der frommen Einfalt Bitte,
lohnt die Thräne, die der Andacht fliesst,
o, er freute sich auch Deiner Zähren,
und er wird Dein stilles Fleh'n erhören,
wenn Du gut und fromm und gläubig bist.

Nie vergiſs, was heut Dein Herz beſchworen,
bleibe Gott und Deiner Pflicht getreu,
er nur kann Dich durch die Dunkelheiten
dieſes Lebens ohne Straucheln leiten,
denn nur Tugend macht uns groſs und frei.

Wohl Dir, wohl, nach Deines Tages Mühen,
weht Dir dann ein Engel Kühlung zu;
und in allen Erdenungewittern
kann kein Leiden Deine Bruſt erſchüttern,
ſtört kein Zweifel Deine Seelenruh.

Wohl Dir, wohl, dann trift der Pfeil des Todes
nicht den Geiſt, der keine Zukunft ſcheut,
dann verwandelt noch Dein letztes Röcheln
ſich in eines frommen Engels Lächeln,
und Dein Lohn iſt ſtete Seeligkeit.

XXXIX.

Die Freundschaft.

An Herrn von Schlieffen.

Es iſt ein Bund, den keine Zeit,
den keine Macht zerſtöret,
der ſelbſt in ferner Ewigkeit
Verklärten Glück gewähret,
er nur ſtillt jeden Erdenſchmerz,
heilt alle Herzenswunden:
dies iſt der Bund, der unſer Herz
nun Jahre ſchon verbunden.

O, was verrinnt nicht mit der Fluth
der pfeilgeſchwinden Zeiten! —
wie bald wird nicht dies heiſse Blut
in trägerm Laufe gleiten:
wie bald wird unſer Lenz entfliehn,
und alle ſeine Freuden,
wie dieſer Wangen Roth verblühn,
und ewig von uns ſcheiden.

Iſt nicht der Liebe Zauberei
ein Traum geräuſchter Sinnen? —
ach, ihre ſüſse Schwärmerei
eilt allzuſchnell von hinnen,
bald wird dann unſer kälter Herz
der erſten Liebe Flammen,
mit bittrem reuevollem Schmerz,
nach kurzem Rauſch, verdammen!

Den Troſt ſelbſt, den die Weisheit giebt,
der Troſt der Wiſſenſchaften,
den nur der Freund des Edlen liebt,
ach, wird er ewig haften? —
Das Alter, das die Locken bleicht,
ſchwächt auch die Kraft der Seelen,
und bald wird unſerm Geiſt vielleicht
der Schwung zum Denken fehlen.

Sie nur, vom Himmel uns geſandt,
durch all' die Dunkelheiten
des Lebens uns, mit ſanfter Hand,
zum fernen Ziel zu leiten;
ſie nur, die keinen Wandel ſcheut,
die Freundſchaft treuer Herzen,
trotzt kühn dem ſchnellen Flug der Zeit,
Entfernung, Tod und Schmerzen.

XL.

UNMUTH.

MEIN eigen Herz hat mich betrogen,
und meine eigne Phantaſie
mir täuſchend Freuden vorgelogen,
die ſie der Unſchuld Farben lieh,
doch, ach, es waren Truggeſtalten,
die mit dem Lenz des Lebens fliehn,
von tauſend Ketten feſtgehalten,
muſs hier ein volles Herz verglühn.

Die Liebe, die in ſtillen Thränen
und leiſen Wünſchen ſich berauſcht,
die ihr geheimes banges Sehnen
nicht um das Glück von Welten tauſcht
verglühet an einer Lais Buſen,
die Plato's Schwärmereien lügt,
und durch den Witz von allen Muſen
ein argwohnloſes Herz betrügt.

Die Freundſchaft, die in edlen Herzen
ſich ihren ſchönſten Tempel baut,
die ihre Freuden, ihre Schmerzen
die frei ſich jeden Wunſch vertraut,
war nur ein Wahn erhitzter Jugend,
ein eitler Wunſch für dieſes Herz,
denn mit dem erſten Fall der Tugend
floh auch die Göttinn himmelwärts.

So ſei dann ſtets dies Auge trübe,
und beſſern Welten zugekehrt,
wo nie den ſüſsen Namen Liebe
ein Buhlerinnenkuſs entehrt,
wo nie vom Bündniſs weicher Herzen
ein eigennütz'ger Schmeichler ſpricht,
bis, abgehärmt in ſtummen Schmerzen,
dies Herz im Todesſchauer bricht.

XLI.

Nach einem Ball.

Che debbo far? che poſſ' io far qui ſola?
Chi mi da ajuto, oime chi mi conſola!
Ariost. Cant. X.

Noch klopft mein Herz ſo heiſs und bange,
mir iſt ſo weh und auch ſo wohl;
ein heller Roth färbt meine Wange,
mein glühend Aug' iſt thränenvoll. —
Was gleicht dem Rauſch von dieſen Zeiten? —
Es war kein Rauſch von flücht'gem Wein;
ſtets wird ihr Schatten mich begleiten
und meines Lebens Wonne ſein.

Noch

Noch hört mein Ohr' die Melodien,
noch ſieht mein Aug' in lichtem Glanz
die Kerzen, hell wie Sterne, glühen,
und den verſchlungnen Nymphentanz:
o, unwillkührlich fortgeriſſen,
zog meines Schickſal Genius
mich hin zu einer Göttinn Füſsen,
wo ich nun ſchweigend ſterben muſs.

Mein Geiſt verſchmäht der Erde Freuden,
von jedem ſchnöden Wunſch befreit,
iſt ſeine Wolluſt, ſtilles Leiden,
und ſeine Hoffnung, Ewigkeit:
o, losgewunden von dem Staube,
iſt ſeine junge Leidenſchaft
geläutert, wie des Frommen Glaube,
geheiligt, rein und tugendhaft.

Ich neide keines Fürſten Kronen,
noch ſeiner Zepter Allgewalt,
denn Herzen, die in Schlöſſern wohnen,
ſind oft gefühllos, ſtolz und kalt,
mein Wunſch iſt inniger und kühner
doch reich an ſeligem Genuſs;
ich neide nur den kleinſten Diener,
der ihrem Wink gehorchen muſs.

Doch ſtill, zu deinen leiſen Klagen
ſchweigt menſchenfeindlich die Natur,
verſchwiegen deinen Gram zu tragen,
ziemt deinem kranken Herzen nur,
du darfſt, du ſollſt nicht eh' geneſen,
bis du der Erd' entflohen biſt,
denn ach, ſie wird dies Blättchen leſen,
und ahnden nicht, daſs ſie es iſt.

XLII.

Der Geheimnissvolle.

Ihr seht mir's an, ich bin verliebt,
und hört nicht auf, mich stets zu quälen,
den Schmerz, der meine Stirne trübt,
euch offenherzig zu erzählen,
doch, Freunde, was man zärtlich liebt,
wird stets die Eifersucht verhehlen.

Genug,

Genug, wann ihr ein Mädchen ſeht,
voll Taubenunſchuld in den Blicken,
und doch voll hoher Majeſtät,
den kleinſten Seufzer zu erſticken,
der allzukühn um Liebe fleht,
ſo flieht, und laſst euch nicht berücken.

Seht ihr ein Mädchen jung und hold,
und ſchöner wie die Charitinnen,
ein lockigt Haar, wie Aehrengold,
und ſchwinden euch die trunknen Sinnen,
ſo faht ihr was ihr wiſſen wollt,
dann aber eilt nur ſchnell von hinnen.

Seht ihr ein Auge, mild und licht,
o, ſolch ein Auge faht ihr nimmer,
hellbläulich wie Vergiſsmeinnicht,
und glänzender wie Mondesſchimmer,
aus dem nur Huld und Sanftmuth ſpricht,
ſo flieht, o Freunde, flieht auf immer.

Vor allen Mädchen iſt ſie ſchön,
wie VENUS ANADIOMENE,
o, hätte PARIS ſie geſehn
in ihrer engelreinen Schöne,
noch heute würde TROJA ſtehn,
trotz ſeiner reizenden HELENE.

Doch nie wird mein verſchwiegnes Lied
den Namen meiner Göttinn nennen,
für die dies Herz in Flammen glüht,
die, rein wie Götterflammen, brennen,
ich fürchte ſchon, wer itzt ſie ſieht,
wird meine Lina gleich erkennen.

XLIII.

An die Weisheit.

Leite mich, o groſse Göttinn, leite
allbeſchützend meinen ſcheuen Fuſs,
eh' ich noch verlarvter Thorheit Beute,
und des Laſters Opfer werden muſs.

Lehre mich nach höhern Gütern ſtreben,
als nach Gütern einer blinden Welt,
und in engelreiner Einfalt leben,
die durch ungeſchminkten Reiz gefällt.

Lehre mich; daſs nicht ein Band von Seide,
daſs ein Stern nicht Herzen adeln kann,
denn, wer traf im dürft'gen Bettlerkleide
nicht ſchon oft verkannte Tugend an? —

Lehre mich; daſs auf erhabnem Throne
das Gefühl der Menſchheit leicht erſtirbt,
daſs der Schimmer einer Fürſtenkrone,
ſchnödes Gold das beſte Herz verdirbt.

Daſs verhüllt in tauſend Finſterniſſen,
wo uns oft ein falſcher Schein verführt,
unſer Bischen unvollkommnes Wiſſen,
Eitelkeit und Ruhmſucht nur gebiert.

Lehre mich; daſs nur der Jüngling weiſe,
der ſich ſtill in ſeine Demuth hüllt,
und getreu in ſeinem Wirkungskreiſe
frohen Muthes jede Pflicht erfüllt.

Der bei allen Erdenungewittern
ſich der Stunde der Erlöſung freut. —
Tod und Zukunft kann ihn nicht erſchüttern,
denn im Grabe keimt Unſterblichkeit.

XLIV

Der Kuss der Sühne.

Selig, wer von ihrem Munde
heifs den Kufs der Sühne küfst,
wen im füfsen Liebesbunde
feft ihr Lilienarm umfchliefst.

Ach, mit liebevollem Neigen
fank fie fanft in meinen Arm,
und ich las aus ihrem Schweigen
Zärtlichkeit und ftillen Harm.

Seuf-

Seufzer hört' ich aufwärts ſchweben,
hörte, wie ſie furchtſam ſprach:
„Trauter, kannſt du mir vergeben?“
und es folgten Thränen nach.

Ha, ich ſank zu ihren Knieen. —
Gott, wie fühlt' ich mich ſo klein. —
„Alles, alles iſt verziehen,
und du biſt nun wieder mein!“

Es verſchwand in Dämmerungen
um mich her der helle Tag,
innig hielt ich ſie umſchlungen,
und ihr Sträuben war nur ſchwach.

Segen der Verſöhnung Stunde,
Segen jenem Druck der Hand,
jenem Kuſs von ihrem Munde,
der auf ewig uns verband!

XLV.

Lied.

Conſacrer dans l'obſcurité
ſes loiſirs à l'étude, à l'amitié ſa vie,
voila les jours dignes d'envie:
être cheri, vaut mieux, qu'être vanté.

In der Hand den Pilgerſtab,
und im Herzen Ruh' und Frieden,
wall' ich lächelnd an das Grab,
ſoll mich keine Laſt ermüden;
trift man auf des Lebens Bahn
nicht noch Glück und Tugend an?

Einen

Einen Freund für unſer Herz,
der mit uns ſein Schickſal theilet,
freundlich unſers Buſens Schmerz
mit des Troſtes Balſam heilet,
and uns ſtille Weisheit lehrt,
wann uns falſcher Wahn bethört?

Und ein Mädchen fromm und gut,
das den Werth der Unſchuld ſchätzet,
und dem ungeſtümen Muth
unſrer Jugend Schranken ſetzet,
das, nach langem Harr'n, vielleicht
uns die Hand am Altar reicht?

Uns beſchützt ein guter Gott,
und er wird auch meinem Leben
Heiterkeit und täglich Brod,
Dach und Fach und Kleidung geben,
o, ein Hüttchen, wo ich dann
nach der Arbeit raſten kann.

Selig,

Selig, wann in meinem Arm
dort ein trauter Freund verweilet,
alles, alles, Freud' und Harm,
Brod und Lager mit mir theilet,
und bei weisem Scherz vergisst,
dass mein Dach kein Pallast ist.

Dreimal selig wär' mein Loos,
Fürsten liessen sich genügen,
könnt' ich dort auf meinem Schoos
Dich, geliebte Lina, wiegen,
winkte mich Dein süsser Kuss
mit der Liebe Vollgenuss.

Aber, wann auch diese Zeit
freudenleer und traurig bliebe;
für die ferne Ewigkeit
keimen Freundschaft hier und Liebe:
und, o wohl dem edlen Mann,
den die Zukunft trösten kann!

XLVI.

An Serena.

Finstre Schwermuth, die mit Rabenflügeln
ächzend um Zypreſſenbäume ſchwirrt,
die bei naſsgeweinten Todtenhügeln
um die Geiſterſtunde Klagen girrt:
die bei moosbedeckten Leichenſteinen
halbverwelkte Frühlingsblumen ſtreut,
lehrte mich in leiſen Klagen weinen,
und die Wolluſt frommer Traurigkeit

Sieh',

Sieh', Serene, gleich dem Thau der Nächte
fliefsen Thränen meine Wang' herab,
dafs dem schwachen menschlichen Geschlechte
Gottes Hand so vieles Leiden gab;
dafs, verhüllt in dürftigem Gewande,
oft ein Herz voll hoher Tugend schlägt,
das so schweigend seine ehr'ne Bande
und die Qualen seiner Schickung trägt.

Ach, Du weifst nicht, wann im Spiegelsaale
Dich der Grofsen stolze Schaar umringt,
und beim leckern königlichen Male
Nektar Dir aus hellen Flaschen blinkt;
dafs indefs die Armuth, krank und hager,
und im Kerker, wo kein Morgen tagt,
feuchtes Stroh zu ihrem kalten Lager,
halbverschmachtet trockne Rinde nagt.

Ach, Du ſiehſt nicht, wann im goldnen Wagen,
von geſchmückten Sclaven ſtolz umringt,
ſchnelle Roſſe Dich zu Feſten tragen,
wo der Morgen ſich beim Tanz verjüngt,
daſs indeſs, geſtürzt auf ſeiner Krücke,
neben Dir ein alter Krieger keucht,
der, mit abgewandtem naſſem Blicke,
bittend Dir den Hut entgegen reicht.

Ach, Du ſiehſt nicht, wann bei Melodieen
froher Lieder, und im Opernſaal
freudetrunken Deine Stunden fliehen,
wie geheim, in ewig neuer Qual,
arme Wittwen ihre Händ' erheben,
wie ihr ſtarres Aug' um Hülfe ſchreit:
wie des Waiſen Zähren niederbeben,
die des Reichen kalter Spott entweiht.

Einſam trauert in verborgner Kammer
oft ein Jüngling noch um Mitternacht,
wo allein der thränenloſe Jammer
neben ihm bei ſeiner Lampe wacht;
daſs in ſeiner vollen Bruſt vergebens
Götterflammen für Jahrhundert glühn,
daſs die ſchönſten Stunden ſeines Lebens
thatenlos in Trägheit ihm entfliehn.

Doch dies alles wäre noch zu tragen,
heilt die Zeit nicht jeden Erdenſchmerz,
ſchweben nicht die Wünſche, Seufzer, Klagen
der Gerechten alle himmelwärts? —
Aber, wann ein gutes Herz hienieden
unter hoffnungsloſer Liebe bricht,
ach, dann giebt die Erde keinen Frieden,
Troſt und Ruhe ſelbſt der Himmel nicht!

XLVII.

Die erste Liebe.

Oede war des erſten Menſchen Leben,
einſam war es; freudenleer und todt
ſah' er jeden Tag vorüber ſchweben,
ſah' er jedes neue Abendroth.

Fühllos ſah' er, wie die junge Taube
liebeſchnäbelnd mit dem Tauber rang,
wie die Rebe ſich zur Schattenlaube
um die Rinde hoher Buchen ſchlang.

Wie den Fiſch die blaue Woge kühlte,
wie im regelloſen Wirbeltanz
um ihn her die Schaar der Mücken ſpielte
in der Abendſonne Roſenglanz.

Ohne wonnetrunknes Ueberwallen
hört' er oft, in ahndungsloſer Ruh,
kalt den Klagen frommer Nachtigallen
und dem Girren zarter Tauben zu.

Schweigend wankt' er durch die Blüthenbäume
in des Mondes ſchwermuthsvollem Schein,
ſeinen Schlaf belebten keine Träume,
und ſein Wachen keine Schwärmerein.

Und der Gott der Allmacht und der Liebe
ſah' ſein Trauern, ſeinen ſtummen Schmerz,
und erwärmte ſeine Bruſt durch Liebe
und erhob durch Sympathie ſein Herz.

Sieh,

Sieh. er ſchuf ein Weib aus ſeiner Seite,
hold und roſig wie der junge Mai,
daſs ſie freundlich ſeine Tritte leite,
und die Wonne ſeiner Tage ſei.

Nun verſtand er, was aus Tauben girret,
was aus Nachtigallen Klagen ſingt,
was in Millionen Mücken ſchwirret,
und die Reben um die Buchen ſchlingt.

Wer vermag's, die Wonne zu ergründen,
die der neugeſchaffne Mann empfand,
als er ſchlummernd unter grünen Linden
die Gefährtinn ſeines Lebens fand.

Nie gefühltes himmliſches Erſchrecken
feſſelt ihn an den geliebten Baum,
ach, er zagt, die Schlummernde zu wecken,
bebt zurück und ſtarrt und athmet kaum.

Unwillkührlich ſinkt er zu den Füſſen
der geliebten Unbekannten hin,
ſchüchtern wagt' er's, ihren Mund zu küſſen
und er fühlt die weichen Lippen glühn.

Schmachtend hebt ſie ihre Augenlieder,
und ihr Blick begegnet ſeinem Blick,
heiſs ſinkt er auf ihren Buſen nieder
und nur leiſe ſtöſst ſie ihn zurück.

Ha, in aetherreinen Götterflammen,
Herz an Herz und glühend Mund an Mund,
ſchmilzt ihr Weſen nun in Eins zuſammen,
und geſchloſſen iſt der Liebesbund.

Selig, ſelig, wer den Engel findet,
der die Ketten ſeines Schickſals bricht,
Erd und Himmel, alles alles ſchwindet,
nur die ewig neue Liebe nicht.

XLVIII.

TRENNUNGSLIED.

L'abſence eſt le plus grand des meaux.
LA FONTAINE.

WELCH niegefühltes Leiden
giebſt du, o Liebe, mir!
ach, Freundinn, ich ſoll ſcheiden,
ſoll ſcheiden ſchon von hier;
kaum daſs mein Herz Dich kannte,
Dich mein, Geliebte, nannte,
trennt man mich ſchon von Dir!

Wer zählt der Trennung Schmerzen,
zählt auch den Sand am Meer;
in diesem wunden Herzen
wohnt keine Freude mehr;
die Lust geliebter Stunden
ist wie ein Traum verschwunden,
und ohne Wiederkehr.

Kein Glück entblüht der Erde
gross, rein und dauerhaft,
nur drückende Beschwerde
folgt jeder Leidenschaft:
viel tausend ruhn in Frieden
die allzufrüh hienieden
der Schmerz dahin gerafft.

Doch,

Doch, laſs in Liebeswehen,
auf dornenvoller Bahn
getroſt zum Ziel uns gehen,
ein Engel geht voran;
nicht lange wirſt Du weinen,
bald wird uns der vereinen,
der itzt uns trennen kann.

Nur einen Kuſs der Liebe,
nur einen Druck der Hand,
der einſt dies Herz voll Liebe
ſo feſt mit Dir verband,
als ich in Deinen Blicken
nur ſchmachtendes Entzücken
nie aber Thränen fand.

Die letzte meiner Bitten
erhört gewiſs Dein Herz,
Du weiſst, was ich gelitten,
fühlſt unſrer Trennung Schmerz.
Du ſollſt zum Angedenken
mir eine Locke ſchenken,
und Du behältſt mein Herz.

XLIX.

XLIX.

Antwort.

So zeuch dann hin, o Beſter!
dies bittre Lebewohl
knüpf' unſre Liebe feſter,
die nichts zerſtören ſoll;
mein inniglicher Seegen
ſtreu Blumen Deinen Wegen, —
Geliebter, lebe wohl!

Iſt's Wahrheit, oder Wähnen,
haſt Du für mich allein
geweint die ſchönen Thränen,
geſeufzt in Liebespein:
ſo ſoll in Flammenküſſen
ſich Lipp' an Lippe ſchlieſsen,
ſo bin ich ewig Dein.

Nimm hin den Kuſs der Treue
und dieſen Druck der Hand;
denn nie hat ſich in Reue
mein Blick von Dir gewandt;
die Gluth verwegner Jugend
beſiegten Deine Tugend
und männlicher Verſtand.

Laſs harren uns und hoffen,
mein minniglicher Freund,
uns ſteht ein Himmel offen,
der Liebende vereint,
dort wird in ſchönern Gründen
der Dulder Ruhe finden,
der ſchwermuthsvoll geweint.

Laſs uns mit Thränen ſäen,
wir erndten Wonnen ein,
die bittre Zeit der Wehen
wird auch zu tragen ſein;
des Todes ſanfter Schlummer,
wird allen Liebeskummer
wird allen Gram zerſtreun.

Nimm hin die kleine Gabe,
nimm dieſe Locke hin;
und wann' ich längſt im Grabe
nur Staub und Aſche bin,
ſollſt Du zum Angedenken
mir eine Thräne ſchenken. —
Nun zeuch in Frieden hin!

L.

An Lina.

Am erſten Jenner, 1786.

Nichts als Seufzer, nichts als ſtumme Thränen
bring ich heute Dir zum Opfer dar,
und dies bange ungeſtüme Sehnen,
das die Folter meiner Nächte war.

Laſs die Welt ſich dieſes Tages freuen,
die aus Eigennutz nur liebt und haſst,
aber nicht die frommen Schwärmereien
einer guten weichen Seele faſst.

Ich

Ich kann nichts, als meine Händ' erheben
zu dem Gott der Allmacht und der Huld,
nichts als beten für Dein theures Leben
und für mich um Hoffnung und Geduld.

Ja, Geliebte, Ahndung ferner Zeiten,
Wiederſehn in einer beſſern Welt,
ſoll mich durch dies Thal der Nächte leiten,
bis die letzte meiner Thränen fällt.

Dort, o dort, in unbekannten Gründen
und verklärt in einem mildern Licht,
wird dann ewig jeder Kummer ſchwinden,
aber meine treue Liebe nicht!

BRIE-

BRIEFE,
ERZÄHLUNGEN
UND
FABELN.

— L'aimable Poesie,
qui dans le reste de la vie
porte assez peu d'utilité,
de l'objet le moins agreable
vient adoucir l'austerité,
& nous sauve au moins par la Fable
des ennuis de la vérité,

GRESSET.

BRIE.

BRIEFE.

I.

An das Fräulein Louise v. Hille in Dessau.

Bei Ueberſendung eines kleinen Romans.

Die Muſe, die mein ſchüchtern Saitenſpiel
voll ſanfter Huld frühzeitig mir beſpannte;
und dieſen Blick nach jenem fernen Ziel
der ſteilen Höh' des ſtolzen Pindus wandte:
wann oft mein Herz bei Pindar und Virgil,
bei Klopstock, Milton oder Dante,
zu Schwärmerei und ſtolzem Hochgefühl,
das Lorbeern heiſcht, und heiſchen darf, entbrannte;

die Muſe wagt ihr kleines Probeſtück
mit Zuverſicht auch Dir zu überreichen,
und legſt Du's nur nicht unbeſehn zurück,
ſo wünſcht ſie ſich kein wonnevoller Glück,
denn welch ein Glück kann dieſer Freude
gleichen?

Dann mag die Schaar von Kritikaſtern dreiſt,
für die wir gern die vollen Seegel ſtreichen,
die einen KLOPSTOCK, WIELAND, KLEIST
zu tadeln wagt, und einen STOPPE preiſt,
mich immerhin mit ihrer Geiſel ſtrafen;
mein Schiffchen geht, auch wann die Segel ſchon
zerriſſen ſind, noch immer in den Hafen,
und Zeitungslob und Rezenſentenhohn
ſoll nie dies Herz zu Luſt und Zorn entbrennen,
denn beides iſt für meinen Stolz zu klein,
wann Freunde nur, die meine Jugend kennen,
mir meine Autorſchaft verzeihn.

II.

An Herrn von Schlieffen.

Nebſt einer Schüſſel mit Lerchen.

Ich täuſchte mich, ich eitler Thor,
die Hoffnung ziſchte mir in's Ohr:
er kömmt gewiſs — es iſt nur wenig,
nur wenig, was er heut verlohr: —
doch, Freund, Du zogſt den Karo König
ſchon einer Schüſſel Lerchen vor.

Es war auch warlich Leckerei:
wie ein Apitius zu ſpeiſen;
zwar kann ich meinen Tiſch dabei
nicht wie des Römers Schüſſeln preiſen:
doch immer blieb es Leckerei;

zwar beſsrer Art, nicht für den Magen,
nein, Beſſer, nur für meinen Geiſt,
um ſtolz der ganzen Welt zu ſagen:
Du habeſt einſt bei mir geſpeiſt,

Doch SALOMO — du wirſt es wiſſen,
ſchrieb ſchon: daſs alles eitel ſei,
und folglich auch nach MEIERS Schlüſſen,
ein Lerchenſchmaus und Apfelbrei.
Der Sehnſucht und der Sorgen Beute
harrt' ich drei ganzer Stunden Dein. —
Doch ſtill — die Magd ſteht mir zur Seite,
und wünſcht, ich möchte fertig ſein;
der Reim will überdem nicht flieſſen,
und um der Sorge los zu ſein,
fällt mir kein beſſer Mittel ein,
als mit den Lerchen ihn zu ſchlieſſen.

Die Magd, nach treuer Mägde Pflicht,
wird ſie in Demuth überreichen,
und ob gleich ihre Züge nicht,
ihr Schneckenwuchs und braun Geſicht
der Grazien ſchönen Formen gleichen,
ſo kocht ſie doch ſo manch' Gericht
weit beſſer, wie die Charitinnen,
die nur auf Schminke für's Geſicht,
und auf ein enges Schnürleib ſinnen;
und was die Aepfel anbetrift,
die praſſelnd noch im Topfe kochen,
ſo ſind ſie nicht von jenem Baum gebrochen,
von dem — (ſo lehrt es uns die Schrift) —
einſt in des Paradieſes Garten
Herr Adam und ſein Evchen aſs,
und das Verbot und all' ſein Glück vergaſs,
wie Du die Lerchen bei den Karten.

Spadille mag Dir günſtig ſein,
die ſchönſte Deiner Charitinnen,
und zu den Lerchen Dir den Wein,
verſteht ſich, der am alten Rhein
gekeltert worden, — noch gewinnen,
und Deiner Liebe würdig ſein.
Doch halt — ich hätte ſchier vergeſſen —
acht warme Lerchen harren Dein,
ich fürchte faſt, es wird das Eſſen
beim Schwatzen kalt geworden ſein.
Verzeih's — ich ſchlieſs' — hier ſteht mein Name,
ich drücke ſchon das Siegel auf,
und ſpeiſe Du mit Karo Dame
die überſandten Lerchen auf.

III.

An Herrn Eckert,

in Stettin.

Frisch auf, o Freund, — die Reise geh' hienieden
Berg auf, Berg ab, auf unbekannter Bahn —
nur nicht verzagt! — der Weise bleibt zufrieden,
trift er auch nur sehr sparsam Blümchen an.
Ein nackter Stein ist oft für einen Müden
weit reizender, als dort ein Schwanenpfühl,
auf den, gequält von eitlen Lebenssorgen,
der goldbeglückte Timon fiel.

Zwar freilich bringt ein jeder neuer Morgen
uns neue Noth, doch Freund, auch neues Glück;
ein frommes Herz ſcheucht alle bange Sorgen,
ein Freundeskuſs ſcheucht allen Gram zurück. —
Ich halt' es ſo. — Ein ruhiges Gewiſſen,
kein Vorwurf der verletzten Pflicht,
die über mich ein traurig Urtheil ſpricht,
und dann von Dir mich treu geliebt zu wiſſen,
und unſern SCHLIEFFEN *) glücklich ſehn,
läſst unerſchrocken mich, troz allen Hinderniſſen,
den ſteilen Pfad des Lebens gehn. —
Und weiſs ich noch, daſs die mich zärtlich lieben,
an die Natur und Pflicht mich band,
ſo acht' ich nicht der Freuden Unbeſtand,
ſo ſoll mich nie ein Schattenglück betrüben,
ſo wein' ich nie aus Unmuth oder Schmerz,

für

*) Dieſer mir unvergeſsliche Freund war faſt beſtändig kränklich, und ich hatte kurze Zeit nach Verfertigung dieſer Epiſtel den Schmerz, ihn durch den Tod zu verlieren.

für Wonne nur, so glücklich mich zu finden,
seh' kummerlos, bei unbefangnem Scherz,
die Jugendzeit und ihre Rosen schwinden,
und traure nicht, dass sie zu schnell entflichn;
geh' ohne Furcht der Zukunft dreist entgegen;
Genügsamkeit lässt uns auf allen Wegen
der Lebensfreuden sattsam blühn.

Denn ich, o Freund, ich bin schon ganz zu frieden,
wenn dieses Herz, das nicht nach Hoheit strebt,
sich nicht voll Stolz aus jener Sphär' erhebt,
die mir der Vorsicht Hand beschieden.
Denn Grösse, Gold und Würde drückt,
wie Armut, Niedrigkeit und Schande, —
o, glaub' es mir, dem stillen Mittelstande
ward nur das Loos, das unser Herz beglückt;
und es sei mein! — mir will ich es erwählen,
will meine Kraft dem Vaterlande weihn,
und durch das Glück von weichgeschaffnen Seelen,

von Dir, mein Freund, geliebt zu ſein,
will ich mir hier ein Eden prophezeihn.

Ein treuer Freund von alter teutſcher Sitte
kehrt dann vielleicht wohl auf ein Gläſchen Wein
und ſchmaler Koſt in meine kleine Hütte,
auf wenig ſüſse Stunden ein,
und, fern von Pracht und Hofesetikette,
ſchlätt ruhig er in meinem kleinen Bette,
indeſs ſein Wirth, auf dürres Laub geſtreckt,
darneben liegt, und ihn am Morgen weckt,
den er vielleicht verſchlummert hätte. —
Trinkt Koffe nun, — nicht wahr, — und ſpeiſt Konfeckt? —
O, Freund, für uns iſt Koffe viel zu theuer,
und teutſches Bier und ſüſse Milch und Eier
iſt auch ein Trank, der gar nicht übel ſchmeckt.

Der Mittag kömmt, es wird der Tiſch gedeckt,
ein wenig Milch, ein kleiner Eierkuchen,

und

und friſche Früchte wird allein,
nebſt einem Fläſchchen teutſchen Wein,
die weiſe Mäſsigkeit hier ſuchen.
Wir eſſen, Freund, und ſchenken ein;
dann geht es in den nahen Garten,
wo wir ſo manche Sommernacht,
von Lieb' entflammt, der ſtillen Pracht
des ſilberhellen Mondes harrten;
kein leer Geſchwätz, nicht Würfelſpiel und Karten
verkürzen hier die pfeilgeſchwinde Zeit;
wir rufen uns aus der Vergangenheit
die wonnevollen Jünglingszeiten,
den ſanften Scherz, den hohen Muth zurück,
und ſehn vergnügt in einem Augenblick
dies Schattenbild geſchwind vorübergleiten,
und freuen uns mit ſanfter Bangigkeit,
da dieſe Luſt nun ewig hingeſchwunden,
daſs itzt auch noch nicht eine dieſer Stunden
dem kaltgewordnem Herzen reut.

ERZÄHLUNGEN.

I.

SIDONIA VON BORCK. *)

SIDONIENS Antlitz war roſig und ſchön,
doch ihren hochſchwellenden Buſen thät blähn
nur Eitelkeit Hoffart und thörichten Wahn,
einſt einen ſtolzierenden Fürſten zu fahn.

*) SIDONIA VON BORCK war eine ſehr ſchöne und reiche Perſon, welche ſich dieſer Vorzüge wegen berechtiget glaubte auf die Hand eines regierenden Fürſten Anſpruch zu machen und einen jeden andern Gemahl auszuſchlagen. Es glückte ihr auch wirklich, die Neigung eines Herzogs in Pommern zu gewinnen, deſſen Aeltern aber in die Heirath nicht einwilligen wollten, und dem Prinzen eine andre Fürſtinn zur Ehe

Es freiten wohl um ſie gar ſtattliche Herrn,
auch hätten viel biedere Ritter ſie gern
zur Liebſchaft erkieſet, doch ſprach ſie voll Hohn:
„Ich will keinen Ritter, will Zepter und Kron.“

Und

Ehe gaben. SIDONIA begab ſich darauf in das Kloſter MARIENFLIESS, daſelbſt ihrem Verdruſs und Gram in der Stille nachzuhängen. Dieſe Leidenſchaft nahm aber dergeſtalt die Oberhand, daſs ſie der verſchmähten Liebhaberinn rachſüchtige Triebe einflöſsten. Sie machte mit vorgeblichen Schwarzkünſtlerinnen Bekanntſchaft, und vermittelſt deren Lehren, beſtrebte ſie ſich den ganzen Stamm der pommerſchen Herzoge ein Ende und alle ihre Ehen unfruchtbar zu machen. Sonderbar genug traf es ſich, daſs alle damals lebende junge Fürſten dieſes Stammes, bei welchen eine zahlreiche Nachkommenſchaft zu erwarten war, ohne Kinder verſtarben. Verſchiedene im Verdacht der Zauberkunſt ſtehende Perſonen, die man einzog, geſtanden einhellig ihren Umgang mit der SIDONIA, und ſie wurde ebenfalls in Verhaft genommen. Man verſprach ihr das Leben, wenn ſie die Bezauberung aufheben wollte, ſie erklärte aber, es

könne

Und endlich erſchien auch der glückliche Tag,
da ihr zu den Füſsen ein Fürſtenſohn lag,
und ihr vor dem Altar, bei'm flimmernden Schein
der Kerzen gelobte, beſtändig zu ſein.

Doch als nun der Vater dies Bündniſs erfuhr,
ſo wollt' er zerbrechen den heiligen Schwur,
beſchworen am Altar, bei'm flimmernden Schein
der Kerzen, SIDONIENS Gatte zu ſein.

Da ſtürzt' aus den Augen des Jünglings ein Bach
von Thränen, wie Perlen, er jammert' und ſprach:
„Erbarmt euch, ihr habt ja ein väterlich Herz;
wer triebe mit heiligen Schwüren wohl Scherz?

Er-

könne nicht geſchehen, weil ſie das Zaubermittel in den Fluſs geworfen habe. Darauf wurde ſie im achtzigſten Jahre ihres Alters hingerichtet.

BERNOUILLIS Reiſen, I. Band. S. 74 und 75.

Erbarmt euch, verzeiht eurem zagenden Sohn,
ich ſchwur ihr bei'm Altar vom göttlichen Thron;
ihr wiſst es, wer fromme Gelübde zerbricht,
ererbet die Freuden der Seligkeit nicht."

„„Der Himmel wird leicht deine Schwüre verzeihn,
auf, rüſte dich, Sohn, eine Fürſtinn zu frein,
von edlem Geblüte, gar roſig und ſchön,
wie wird dir dann Purpur und Krone nicht ſtehn!"

„Ach! laſst mir das Mädel, ich lieb' es allein,
ich mag keine Fürſtinn und Königinn frein,
was hülf' mir der Purpur mit Zepter und Kron',
ich hätte doch einſt nur die Hölle zum Lohn;"

So fleht er zum Vater mit naſſem Geſicht,
doch dieſer vergab es dem Bittenden nicht.
„Nie, ruft er: nie werd' ich den Frevler verzeihn!"
drauf ſperrt er in grauſigem Kerker ihn ein.

Da harrt' er drei Tage bei Waſſer und Brod,
und hoffte vergeblich erlöſenden Tod.
verfluchte ſein Mädchen, verfluchte den Bund,
und rang die gebadeten Hände ſich wund.

Als aber die vierte der Nächt' ihm entflohn,
da naht ſich der Fürſt ihm mit Purpur und Kron:
Wuth ſprühte ſein Antlitz, mit blitzendem Schwerdt
war ſeine wilddrohende Rechte bewehrt.

Und ſprach zu dem Jüngling: „Nun wähle Dir, Sohn,
dort ſiehſt du die Fürſtinn mit ſchimmerndem Thron,
hier Tod und Verderben mit blitzendem Schwerdt,
womit meine Rechte zur Rache bewehrt!“

Da zagte der Erbe des Fürſten und ſprach:
„Ich will euch gehorchen, kömmt aber der Tag,
wo wir vor des mächtigen Richterſtuhl ſtehn,
wie wird es uns beiden dann, Vater! ergehn?“

Da jauchzte der Fürſt, daſs ſein wüthendes Drohn
zum Meineid gezwungen den zagenden Sohn,
er führt ihn im Pallaſt, um Herzog zu ſein,
und eine ſtolzierende Fürſtinn zu frein.

Und als nun der Herzog am hohen Altar
mit ſeiner Geliebten als Bräutigam war,
und ewige Treue der Fürſtinn verſprach,
ertönt' in dem Tempel ein ſeufzendes Ach!

Doch achtet es keiner, man eilet hinaus,
man eilet vom Beten zum ſchwelgenden Schmaus:
wie ſtrahlen die Schranzen im funkelnden Glanz,
wie ſchweben die Füſse des Fürſten im Tanz!

Sidonia ſeufzte dies klagende Ach,
ſobald er der Fürſtinn die Treue verſprach,
ſie ſeufzte mit Angſt, ihre Lippe ward blaſs,
und Todtenſchweiſs färbte die Wangen ihr naſs.

Sie ſank auf den Boden: — und als ſie erwacht,
da war es ſo finſter, da war es ſchon Nacht,
da lag ſie verlaſſen am ſtillen Altar,
und ſträubend erhob ſich ihr bräunliches Haar.

Da ſchlug ſie den Buſen, zerfleiſchte die Hand,
und fluchte Verderben auf's heilige Band;
„Verderben der Ehe, Verderben und Schmach,
herab in die Hölle — bald folg' ich dir nach!

Herab zu den Todten in ewige Nacht,
bis daſs dir dein blutig Gewiſſen erwacht;
dann reiſs' ich vom Haupte der Fürſtinn den Kranz,
dann heb' ich die Füſse zum hölliſchen Tanz!

Dann bin ich auch Fürſtinn mit Zepter und Kron',
dann ſitz' ich gebrüſtet auf ſtrahlendem Thron,
zerknirſche dein Herz dann im ſchäumenden Mund,
und peitſchte mit Schlangen den Rücken dir wund.

Nie

Nie werde die Rache des Himmels verſöhnt;
ſei immer mit brennenden Flammen gekrönt!“
ſo flucht' ſie dem Fürſten, ſo fluchte ſie ſich,
bis endlich der Schatten der Mitternacht wich.

Und kaum daſs der glänzende Morgen begann,
ſo legt' ſie ein trauriges Nonnenkleid an;
gelobte dem Himmel, ſtets Jungfrau zu ſein,
und ihrem Erlöſer als Braut ſich zu weihn.

Doch hob noch nach Rache die dürſtende Luſt,
im Nonnengewande Sidoniens Bruſt,
ſie ſchwur vor dem Altar bei'm flimmernden Schein
der heiligen Kerzen, gerochen zu ſein.

Drauf ſchloſs ſie mit Weibern, vom Satan geſandt,
mit Weibern in hölliſchen Künſten bekannt,
zur ſchwärzeſten Rache den ſchändlichſten Bund,
und macht' ihre bübiſchen Abſichten kund.

Beſtraft mir den Fürſten durch tödtliches Weh',
vertilgt ſeinen Namen durch fruchtloſe Eh',
und wenn ſeine Seele zur Höllen geflohn,
beſteig' einſt ein Fremdling den ſchimmernden
Thron."

„Gut, ſprachen die Weiber, „gut, folg' uns nur
nach!"
ſie führten ſie drauf in ein ſchwarzes Gemach,
da ſtand wohl ein Keſſel an lodernder Gluth,
gefüllet mit Knochen und ſchäumendem Blut.

Da eilte das Fräulein zur lodernden Gluth,
und taucht' in den Keſſel mit ſchäumendem Blut
den köſtlich beſetzten hellglänzenden Ring,
den ſie von dem buhlenden Fürſten empfieng.

Und als ſie den Zauber zu Ende gebracht,
entlief ſie den Weibern in ſtürmiſcher Nacht,
verſenkte den Ring in das toſende Meer,
damit einſt der Zauber zu löſen nicht wär'.

Und fruchtlos blieb wirklich die fürſtliche Eh';
da klagte der Herzog ſein tödliches Weh:
„Ach! bin ich erſt einmal dem Erdkreis' entflohn,
ſo erbet ein Fremdling den ſchimmernden Thron!"

Doch bleibt keine Bosheit in Dunkel gehüllt,
es wurden die Weiber mit Mitleid erfüllt,
als ſo ſich der jammernde Herzog beklagt,
und haben dem Fürſten den Zauber geſagt.

Da ward nun das Fräulein in ſtürmiſcher Nacht
dem Kloſter entriſſen, zum Fürſten gebracht:
doch wollt' ihr der freundliche Herzog verzeihn,
wenn ſie ihn nur wolle vom Zauber befrein.

Doch da zu der Löſung der Ring ihr gefehlt,
ſo ward ſie mit ſchrecklichen Martern gequält,
ſo ließ ſie ihr Leben am blutigen Schwerdt,
drauf ward ihre Leiche durch Flammen verzehrt.

II.

Ernst und Henriette.

Zärtlichkeit iſt niemals Sünde,
aber oft ein Quell von Schmerz.
J. N. Götz.

Ritter Ernst und Henriette,
beide jung, gefühlvoll, gut,
ſahen einſt ſich in der Mette,
und ihr Buſen ſchwamm in Glut.

Welch ein himmliſches Entzücken! —
unter manchem leiſen Ach,
folget Ernst, mit ſtarren Blicken,
dem geliebten Mädchen nach.

Jugend-

Jugendlicher Liebe Saamen
keimet ſchnell zur Frucht empor ·
Ernst erforſcht der Fremden Namen,
die ſein Herz ſich gleich erkohr.

Was ſind Riegel, Schloſs und Wachen,
was fiel Liebe je zu ſchwer? —
Schuf ſie nicht zuerſt den Rachen,
ſchwamm ſie nicht zuerſt durchs Meer?

Auch nach wenig trüben Tagen
darf ſich Ernst der Holden nahn,
darf er ihr ſein Leiden klagen,
hört ſie ihn voll Nachſicht an.

O, er lieſt aus ihren Blicken,
die ein ſtilles Zärchen trübt,
lieſt aus ihrem Händedrücken,
daſs ihr Herz ihn wieder liebt.

Um die finſtre Geiſterſtunde
darf er oft nun bei ihr ſein,
küſst er oft von ihrem Munde
Linderung für ſeine Pein.

Aber ach, ein ſchwarzer Morgen
folgt der ſchönſten Nächte Glück,
der Verräther lauſcht verborgen,
mit entflammtem Falkenblick.

Ach, als einſt die Morgenſonne
das verliebte Paar beſchlich,
ſchwand auf ewig ihre Wonne,
naht des Fräuleins Vater ſich.

„Vater, Vater, ach erbarme,“
ruft die holde Schuldige,
und die zarten Lilienarme
ſtreckt ſie weinend in die Höh'.

Doch,

Doch, umſonſt ſind ihre Zähren,
iſt des Jünglings heiſses Flehn,
kalt kann er ihn jammern hören,
kalt die Tochter weinen ſehn,

Brauſender wie Ungewitter,
ſtürzt er ſich, von Zorn entbrannt,
auf den jugendlichen Ritter,
einen Dolch in ſeiner Hand.

Weh, den gift'gen Dolch im Herzen,
ſinkt der Jüngling bleich zurück,
wölkt ſich unter Todesſchmerzen,
ſeiner Augen lichter Blick.

Welch ein Seufzen, welche Thränen!
doch des Vaters Felſenherz
freut ſich dieſer Jammerthränen,
freut ſich ſeiner Tochter Schmerz.

Die im Kampf der Todesſtunde
feſt den Sterbenden umſchlieſst,
und die gifrgetränkte Wunde
unter lauten Seufzern küſst.

Wonne, göttliches Entzücken,
Ernst erhebt den matten Blick,
doch mit wilden ſtarren Blicken
ſinkt ſein Mädchen bleich zurück.

Ach, ſie ſtarb, das Gift der Wunde
brach des treuſten Mädchens Herz,
Ernst genaſs von ſeiner Wunde,
aber ach, er ſtarb für Schmerz.

FABELN.

I.

Der Affe.

Ein Affe ſteckt einſt einen Hain
von Zedern Nachts in Brand,
und freute ſich dann ungemein
als er's ſo helle fand.
„Kommt, Brüder, ſeht, was ich vermag,
ich, ich verwandle Nacht in Tag!“

Die Brüder kamen, groſs und klein,
bewunderten den Glanz,
und alle fingen an zu ſchrein:
„Hoch lebe Bruder Hans!
Hans Affe iſt des Nachruhms werth,
er hat die Gegend aufgeklärt!“

II.

Das Glockenspiel.

Ein Fürſt lieſs einſt ein Glockenſpiel,
den Unterthanen zum Ergötzen,
auf einen Thurm der Hauptſtadt ſetzen,
das überall nicht recht gefiel,
die Nachbarn fingen an zu klagen;
„Es macht uns ſtets im Schlummer wach,“
und die Entferntern hört' er ſagen:
„Das Glockenſpiel iſt viel zu ſchwach!“

Auch

Auch ſang einmal ein junger Dichter
ein Fabelchen in's Saitenſpiel,
das überall nicht recht gefiel,
hier rief ein Haufe Splitterrichter:
„Wir ſehn der Fabel Sinn nicht ein,
wo ſteckt denn hier die Sittenlehre?“
dort hört' er andre wieder ſchrein:
„Wenn die Moral verſteckter wäre!“

III.

Die Nachahmer.

Ein Pfeil, vom Bogen abgeſchnellt,
flog hoch empor zum Himmelszelt,
und rief mit ſtolzem Selbſtvergnügen
dem König Adler ſpöttiſch zu:
„Sieh her, ich kann ſo hoch, wie du,
und höher durch die Lüfte fliegen!“

Der Adler lacht und ſprach: „O Thor,
was hilft dir dein erborgt Gefieder?
durch fremde Kraft ſteigſt du empor,
und durch dich ſelber ſinkſt du wieder!“

IV.

Der Staar unter Nachtigallen.

Einsmal ein Vogelſteller war,
der fing ſich einen kleinen Staar,
und ſperrt' ihn dann zu Nachtigallen
in einem goldnen Bauer ein,
der Staar lieſs gern ſich dies gefallen,
und fing dann mächtig an zu ſchrein,
und glaubt', er ſäng' wie Nachtigallen.

Der kleine aufgeblaſ'ne Staar
gleicht unſrer jungen Autorſchaar,
vorzüglich unſern Dichterlingen,
ein goldner Bauer iſt ſein Dach,
ſie ſtehn im Muſenallmanach,
und beide halten Schrein für Singen.

V.

V.

Der junge Esel.

Ein junger Esel kam einmal
in eines Fürsten Pferdestall,
und als er dort sich überall
mit offnem Maule umgesehn,
rief er: „ich muß zwar eingestehn,
die Pferde sind so ziemlich schön,
doch haben sie zu kurze Ohren!“

O Rezensenten, o Autoren!

INHALT.

Nos hæc novimus esse nihil.

Lieder und Elegien.

I. Klage. *An* ••• Seite 13
II. An Kloe. *Ueber den Tod eines Schooshundes. Nach dem Englischen.* — 15
III. An Demoiselle Karoline Westphal. *Ueber das Schicksal der unglücklichen Heloise.* — 20
IV. Lied. — 22
V. Warnung. *Das Mädchen an den Jüngling.* — 24
VI. Der fröhliche Trinker. *Nach dem Französischen.* — 27
VII. An F. M. *Als sie mir für ein Bouquet natürlicher Blumen einige italienische Blumen schenkte.* — 29
VIII. Der kleine Fritz. *An seine junge Freunde.* — 31
IX. An Lina. — 33
X. Abendschwärmerei. — 36
XI. Angebinde. *Am Geburtstage der Frau Professorn Goldhagen in Halle.* — 38
XII. Palinodie, — 40
XIII. An Minna. — 43

XIV. Elegie. *Sophie bei ihres Willhelms Grabe. An ihre Geſpielinnen.* Seite 50
XV. Beruhigung. *An meinen Freund Krauſe.* — 53
XVI. Elegie. — 57
XVII. An unſre Aeltern. *Bei ihrer fünf und zwanzigſten Verbindungsfeier.* — 60
XVIII. An junge ſpröde Schönen. — 63
XIX. Nonnenlied. — 66
XX. Elegie. — 69
XXI. Das Loos der Tugend. — 73
XXII. Henriette Müllern an ihren Gatten. *Am Geburtstage des Königs.* — 77
XXIII. An Lina. — 80
XXIV. Warnung. *An einen Freund.* — 83
XXV. Dank. *An Lina.* — 85
XXVI. Troſt. *Adolf an ſein Liebchen. Nach einem alten teutſchen Liede.* — 87
XXVII. An meine Mitbürger. *Beim Tode Herzogs Leopold von Braunſchweig.* — 89
XXVIII. An die Einfalt. — 93
XXIX. An Lina. *Nach einem alten teutſchen Liede.* — 96
XXX. Serenade. — 98
XXXI. An Aſpaſia. — 100
XXXII. An Lukull. — 103
XXXIII. Troſt. *An meinen Freund, Herrn von Clermont. Beim Grabe ſeiner geliebten Mutter.* — 107
XXXIV. An Demoiſelle K. S.,. *Ein Angebinde am Geburtstage.* — 109
XXXV. An die Nachtigall. *Nach dem Engliſchen.* — 111

XXXVI. Impromtu. *An Lina.* Seite 113
XXXVII. Die Eiche. — 114
XXXVIII. An Demoiſelle H. S... *An ihrem Confirmationstage.* — 119
XXXIX. Die Freundſchaft. *An Herrn von Schlieffen.* — 121
XL. Unmuth. — 124
XLI. Nach einem Ball. — 127
XLII, Der Geheimniſsvolle. — 130
XLIII. An die Weisheit. — 133
XLIV. Der Kuſs der Sühne. — 136
XLV. Lied. — 138
XLVI. An Serena. — 141
XLVII. Die erſte Liebe. — 145
XLVIII. Trennungslied. — 149
XLIX. Antwort. — 153
L. An Lina. *Am erſten Jenner, 1786.* — 157

Briefe, Erzæhlungen und Fabeln.

Briefe.

I. An das Fräulein Louiſe von Hille in Deſſau. *Bei Ueberſendung eines kleinen Romans.* — 161
II. An Herrn von Schlieffen. *Nebſt einer Schüſſel mit Lerchen.* — 163
III. An Herrn Eckert, *in Stettin.* — 167

Erzählungen.

I. Sidonia von Borck. — 172
II. Ernſt und Henriette — 182

Fabeln.

I. Der Affe. — 187
II. Das Glockenſpiel. — 188
III. Die Nachahmer. — 190
IV. Der Staar unter Nachtigallen. — 191
V. Der junge Eſel. — 192

Je vais — —
ſuſpendre ma Lyre, & peut-être
pour ne la reprendre jamais.

GRESSET.

VERBESSERUNGEN.

Seite	4	l. Zeile	5	v. ob.	le	ſtatt	ſe.
—	7	—	13	—	Hülfe	—	Hülf.
—	10	—	6	—	Wmnts	—	Wmont.
—	13	—	10	—	hülflos	—	hüflos,
—	54	—	6	—	Roſ'	—	Roſen.
—	106	—	3	—	goldner	—	goldnen.
—	115	—	11	—	heil'ge	—	heilgem.
—	121	—	1	—	Der	—	Den.
—	175	—	9	—	ver'm	—	vom.

Die

Bigamie.

Eine

Kriminalgeſchichte

von

Karl Müchler.

Berlin, 1831.

Verlag von H. Wagenführ.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Die Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757, wo Schwerin, die Fahne ergreifend, durch seinen heldenmüthigen Tod seinem Könige und Vaterlande den Sieg und sich einen unsterblichen Namen errang, war vorüber. Die Sieger verfolgten die Fliehenden und es wurden Viele noch zu Gefangenen gemacht.

Unter diesen befand sich auch der Rittmeister Graf von M—y, von einer der vornehmsten und reichsten Familien Ungarns, der bei einem Husaren-Regiment stand. Mit mehreren östreichschen gefangenen Offizieren wurde er nach der Festung M... gebracht.

Sein Aeußeres war sehr empfehlend. Er war in der Blüthe der Jahre, von hohem schlankem Wuchs; dunkelbraunes Haar beschattete die offene

Stirne, ein Paar kastanienbraune feurige Augen blickten keck umher; unter einer wohlgebildeten Nase bedeckte der martialische Knebelbart einen schöngeformten Mund und erhöhte dessen Purpurröthe. Der Graf hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, sich noch auf Reisen gebildet, an Höfen und in der großen Welt gelebt; er war gewandt und besaß die Gabe, sich beliebt zu machen. Es fehlte ihm aber Tiefe des Gemüths; in hohem Grade leichtsinnig, huldigte er dem Geist der Frivolität, der damals unter den Großen zum guten Ton gehörte, denn man fand sich geschmeichelt, wenn man sich den Beinamen l'aimable roué erwerben konnte.

Auf dem Schlachtfelde hatte er sich keine Lorbeern erringen können; er wollte sich dafür in seiner Gefangenschaft durch leichtere Siege über das schöne Geschlecht rächen.

Sein Name, sein Vermögen und seine Verhältnisse in seinem Vaterlande waren nicht unbekannt, und da Friedrich der Große den Kommandanten der Festungen ausdrücklich den gemesse-

nen Befehl ertheilt hatte, wenn ihnen Kriegsgefangene zugeschickt würden, solche, so viel es die Verhältnisse erlaubten, mit der größten Schonung und Humanität zu behandeln, um ihnen ihr widriges Geschick möglichst zu erleichtern, so verstattete man dem Grafen alle erlaubte Freiheiten in seiner Lage als Kriegsgefangener. Er erhielt die Erlaubniß, sich in der Stadt eine Wohnung nach seinem Gefallen zu miethen, und in seinem Thun und Lassen fast ganz unbeschränkt, verlangte man nur sein Ehrenwort, sich nicht heimlich zu entfernen; er durfte zwar seine Uniform, doch ohne den Säbel, tragen, und mußte sich anfänglich täglich, in der Folge aber nur wöchentlich einmal bei dem Kommandanten persönlich melden, wovon ihm dieser auch vielfach, wenn er ihn den Tag zuvor in einer Gesellschaft traf, freundlich und selbst in einem scherzhaften Tone entband.

Der Graf fand, unter solchen Vergünstigungen, bei seinem feinen Benehmen und vielen Gelde, leicht Zutritt in den ersten Zirkeln. Er war ein unterhaltender Gesellschafter, wußte den Stolz auf

seine Geburt geschickt zu unterdrücken, war galant gegen alle Damen, ein Spieler, der auch bei dem bedeutendsten Verluste nie die heitre Laune verlor, und ein sehr geübter Tänzer. Kein Wunder, daß man ihn überall gern sah, und er allgemein gelobt wurde. Er hatte sich, durch Vermittelung des Kommandanten, einen Kreditbrief auf eine große Summe bei einem Handelshause in M... verschafft. Da er mit seinem Gelde nicht kargen durfte, so gab er in den Häusern, wo er eingeladen wurde, an die Dienstboten reichlich Trinkgelder; kein Hülfsbedürftiger sprach ihn ohne Erfolg um ein Allmosen an, und bei jeder Gelegenheit, wo zu einem wohlthätigen Zweck Sammlungen veranstaltet wurden, zeichnete er sich durch seine Freigebigkeit aus. Er galt daher für generös und mildthätig. Er verstand es, Männern, Frauen und Kindern in den Familien, wo ihm der Zutritt gestattet war, auf eine so zarte Weise Geschenke zu machen, daß man kein Bedenken tragen konnte, sie anzunehmen, und die Ablehnung eine Beleidigung gewesen seyn würde.

Einen ſolchen Phönix von Gefangenen hätte man gern für immer behalten, und es warf manches junge, hübſche Mädchen ihr Netz nach ihm aus. Aber er kannte Amor's Kriegsliſten beſſer, als die des Mars, und entging ſelbſt den feingewebteſten Schlingen.

Doch auch er empfand ein zeither unbekanntes Gefühl, als er die Bekanntſchaft des Fräuleins Amalie von T... machte; die einzige Tochter einer Wittwe, die, um vor den Stürmen des Krieges geſichert zu ſeyn, vom Lande nach M... gezogen war.

Amalie, in der Blüthe ihrer Schönheit, ſtill und häuslich erzogen und noch unbekannt mit den Künſten der Koketterie, machte einen tiefen Eindruck auf den Grafen. Es war eine neue Erſcheinung für ihn; ſo viel Unſchuld und Naivetät mit ſo vielem natürlichen Verſtande und Bildung des Geiſtes hatte er noch nie geſehen, ob er gleich viel in den Zirkeln der großen Welt gelebt hatte. Alle ſeine Kunſtgriffe, ſich bei ihr in Gunſt zu ſetzen, verfehlten ihren Zweck. Ohne ſich ſelbſt darüber

Rechenschaft geben zu können, sagte Amalien doch ein sehr richtiges, dunkles Gefühl, wie den süßen Worten und allen den Aufmerksamkeiten des reichen und schönen Gefangenen nicht zu trauen sey, und sie auf ihrer Hut seyn müsse. Statt, wie sonst fast immer, durch seine Beharrlichkeit Fortschritte zu machen, kam er um keinen Schritt weiter, oft sogar, wenn er sich nur im Geringsten vergaß, wurde er mit solchem würdevollen Stolz gedehmüthigt, daß er es sich nicht verhehlen konnte, wie hier seine noch so listig angelegten Pläne scheitern müßten.

Aber gerade dieß Benehmen steigerte seine Leidenschaft, und er beschloß für jeden Preis, Amalien sein zu nennen.

Die Mutter, die kein großes Vermögen besaß, schien den Grafen mehr zu begünstigen, wie die Tochter; es schmeichelte ihrem Stolz, einen so vornehmen und reichen Schwiegersohn zu erhalten, und sie unterließ daher nicht, Amalien zu ermahnen, durch ihr sprödes Betragen nicht selbst ihr Glück zu verscherzen.

„Mein Herz ist noch frei", antwortete diese: „ich habe nichts wider den Grafen; er ist ein hübscher junger Mann, und zeichnet sich durch seine Bildung vor Vielen seines Gleichen aus. Auch halt' ich sein Herz für gut, da er immer Hülfsbedürftigen so bereitwillig Beistand angedeihen läßt, gern Andern eine Freude macht, und wer dieß thut, der hat ein menschenfreundliches Herz; aber alle seine Aufmerksamkeiten beschränken sich nur auf conventionelle Galanterien, und nie zeigt er, daß er ernsthafte Absichten hat. Ich bin nicht so eitel, um den Neid anderer jungen Mädchen zu reizen, mich von ihm vorzugsweise huldigen zu lassen, um hernach, wenn er uns verläßt, mich ihrem Gespött mit Recht auszusetzen. Mein Stolz ist, unbescholten in den Augen der Welt zu erscheinen. Bewirbt er sich um meine Hand, so werd' ich ihm keinen Korb geben; aber gewiß auch keinen Schritt thun, der ihn zu einer solchen Bewerbung aufmuntern könnte. Sein Herz allein muß den Ausschlag geben."

Die Mutter konnte gegen eine solche Erklä-

rung nichts einwenden; sie machte dem Herzen und dem Verstande der Tochter Ehre.

Nach diesem Vorsatze benahm sich Amalie fortdauernd gegen den Grafen; er entbrannte immer heftiger, und wenn sie ihm nie auch nur auf die entfernteste Weise zu verstehen gab, wie sie gegen seine Huldigungen taub bleiben würde, in sofern er sie nicht zur Gattin wähle, so bekam er doch darüber hinlänglich Licht durch einige hingeworfene Aeußerungen der Mutter.

„Dieß also ist nur der Stein des Anstoßes", dachte der Leichtsinnige bei sich selbst: „nun, der ist auch zu beseitigen."

Er war sehr bald entschlossen, was er thun sollte. Sorgsamer, wie gewöhnlich, gekleidet, ging er in seiner reichen und blendenden Husaren-Uniform zu der Wittwe, und ließ solche bitten: ob er nicht die Ehre haben könne, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen, mit dem Zusatz: er wünsche aber, sie allein zu sprechen.

Sein Gesuch wurde gewährt. Die Wittwe ahnete zwar, daß dieser Besuch eine Bewerbung

um die Hand ihrer Tochter gelten könnte, aber sie verwarf doch diese Vermuthung, da Amalie noch mit keiner Sylbe davon gesprochen, und sie sich gegen ihn vielmehr seit einiger Zeit, veranlaßt durch eine unzarte Zudringlichkeit, sehr kalt, fast kränkend benommen hatte.

Der Graf wurde in das Zimmer geführt; nach den gewöhnlichen Bewillkommungen nöthigte ihn die Wittwe, Platz zu nehmen, und fragte ihn dann:

Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs, und worin kann ich Ihnen dienen? Herr Graf!

„Gnädige Frau!" erwiederte er: „mein Herz führt mich zu Ihnen. Ich darf es Ihnen nicht erst sagen, wie sehr ich Ihr Fräulein Tochter hochschätze, und was noch mehr sagen will, auf das innigste liebe. Ich habe dieß Gefühl nicht verhehlen können, auch nicht wollen, weil ich das Erste für eine Unmöglichkeit halte, und das Letzte mir zur Ehre gereicht. Meine Absichten sind so rein, wie meine innige Zuneigung. Dennoch hab' ich Bedenken getragen, gnädige Frau, mich gegen

Ihr Fräulein Tochter zu erklären, bevor ich nicht weiß, ob Sie gegen eine Verbindung derselben mit mir Bedenken tragen. Man wird dieß zwar für altfränkisch halten und darüber spötteln, aber es ist redlich! Es ist besser, mich bespötteln zu lassen, als daß ich mir in meinem Herzen den Vorwurf machen muß, mich wider den Willen einer so edlen und zärtlichen Mutter in das Herz ihrer einzigen geliebten Tochter eingeschlichen zu haben. Ohne Ihre Zustimmung, gnädige Frau, würde Ihr Fräulein Tochter, wenn sie mir auch ihr Herz und ihre Hand schenkte, doch nie ganz glücklich seyn, und ich will lieber auf das künftige Glück meines Lebens, so schwer mir auch der Kampf werden wird, verzichten, als Ihre Zustimmung zu dem Bunde entbehren, den ich mit Ihrem Fräulein Tochter zu schließen schon lange sehnlichst gewünscht habe."

Eine solche Erklärung, gesprochen in einem Tone, der aus dem Herzen zu kommen schien, überraschte Frau von T... freudig; sie fand darin eine Rechtfertigung des bisherigen Benehmens des Grafen gegen ihre Tochter; es litt bei ihr keinen

Zweifel, daß er ſehr edle Geſinnungen hege, es redlich meine; und ihre ſtolzen Wünſche ſah ſie nun befriedigt.

„Herr Graf!“ erwiederte ſie mit freundlicher Miene: „Ihre Erklärung hat die Achtung, die ich für Ihren Rang und Stand bisher gehegt, noch um ein Großes vermehrt, und Sie können daher überzeugt ſeyn, daß ich zu Ihrem uns ehrenden Antrag mit Vergnügen meine Zuſtimmung gebe. Ich werde aber meiner Tochter bei einem ſo wichtigen Schritt, als die Wahl eines Gatten iſt, keinen Zwang anthun; es wird daher lediglich auf ihren Entſchluß ankommen. Noch muß ich bemerken, daß meine Tochter kein Vermögen beſitzt; daß ſie aber aus einer ſehr alten adlichen Familie ſtammt, deren Stammbaum noch bis jetzt durch keine Mißheirath einen Makel erhalten hat.“

O! rief der Graf aus: erwähnen Sie doch nicht einer ſolchen Armſeligkeit, wie Vermögen; ein Herzensbündniß ſoll kein Kaufkontrakt ſeyn! Nur Glückspilze prahlen mit Reichthum, weil ſie kein anderes Verdienſt haben. Ich erwähne da-

her nichts über mein Vermögen; es ist notorisch, daß ich ansehnliche Güter in Ungarn besitze, und sie, wie mein Herz, mit Ihrem liebenswürdigen Fräulein Tochter zu theilen, wird mich erst den ganzen Werth davon fühlen lassen.

„Ich werde mit meiner Tochter sprechen", nahm Frau von T... wieder das Wort: „und überlass' es Ihnen, sich selbst an sie zu wenden. Wie ich darüber denke, hab' ich Ihnen bereits gesagt, Herr Graf! Von meiner Seite haben Sie keine Hindernisse zu befürchten. Denkt meine Tochter, wie ich, so wird sie Ihnen ihr Jawort mit eben so freudigen Herzen geben, als ich dazu meine Einwilligung."

Der Graf dankte für diese gütigen Gesinnungen auf das verbindlichste, drückte die Hand der Wittwe an seine Lippen und beurlaubte sich.

Frau von T... sprach mit Amalien, und ob sie gleich ihre Tochter nicht geradezu gebot, dem Grafen ihre Hand zu reichen, so schilderte sie ihr doch die Vortheile, die sie von solcher Verbindung zu erwarten hätte, mit sehr lebhaften Farben.

„Du biſt arm, Malchen", ſprach ſie zu ihr: „eine ſolche Partie findet ſich gewiß nicht wieder. Unter Deinem Stande kannſt und wirſt Du gewiß nicht heirathen, und ſchwerlich giebt es einen Andern, der Dir ſo glänzende Ausſichten bieten kann. Ich, an Deiner Stelle, würde mich keinen Augenblick beſinnen und mit beiden Händen zugreifen. Ich glaube nicht, daß Du ſchon eine andere Neigung in Deinem Herzen hegſt; aber auch ſelbſt in dieſem Fall biſt Du es Deiner Geburt und Deiner Mutter ſchuldig, ſie zu unterdrücken. Der Graf iſt von hoher Geburt, ſehr reich, jung, einnehmend und ein Mann von der feinſten Bildung. Was willſt Du mehr? — Ich habe Deinen ſeligen Vater auch nicht aus Liebe geheirathet; meine Aeltern wünſchten es, und wir haben eine recht glückliche Ehe geführt; wär' er nicht ſo früh geſtorben, ſo wär' ihm ein reiches männigliches Lehn zugefallen, das nun ein anderer Lehnsvetter erhalten hat. Wir hätten dann unſerm Stande gemäß leben können. Es ſteht jetzt ganz in Deiner Macht, unſerm Hauſe den alten Glanz wiederzugeben."

Amalie, der von der Wiege an die Vorzüge der adlichen Geburt eingeprägt worden, deren Haupt-Leidenschaft Stolz war, sah jetzt eine so vortheilhafte Gelegenheit, sie reichlich befriedigen zu können: sie fand wider die Aeußerung der Mutter nichts zu erinnern; erblickte sich schon im Geiste als Gräfin, als Gebieterin in einem prächtigen Schlosse, umringt von einer Schaar leibeigener Diener und Dienerinnen, in fürstlichem Schmuck, die Königin von mehreren Festen, die ihr Gemahl geben oder die man ihr zur Ehren anstellen würde, und war überzeugt, wie sie in Pesth oder Prag eine große Rolle spielen, und selbst in Wien am Hofe glänzen und gehuldigt werden müßte.

Als daher der Graf sich den andern Tag darauf gegen sie erklärte, erbat sie sich nur zum Schein Bedenkzeit auf drei Tage, fest entschlossen, ihm dann ihr Jawort zu geben. Sie that dieß auch nach Verlauf dieser Frist, da aber ihr Herz dabei schwieg, mit Kälte und einer abgemessenen Würde, gleichsam, als wenn sie ihrem Bewerber ein Opfer brächte.

Dem Grafen, der ſchon zu viel in der Welt gelebt hatte, entging dieß nicht; er überſah es aber, als ein feiner Weltmann, und ſchien in einem Meer von Wonne zu ſchwimmen; er frohlockte in ſeinem Innern, er hatte ſeinen Zweck erreicht.

Bald darauf fand eine feierliche Verlobung ſtatt, und in Ermangelung eines katholiſchen Prieſters wurde die Ehe von einem lutheriſchen Geiſtlichen vollzogen und das junge Paar eingeſegnet.

Der Graf bot alles auf, ſeiner jungen Gemahlin das Leben ſo angenehm zu machen, als möglich; er ſchonte kein Geld, um ihre Wünſche zu befriedigen, nur zu einem feſten Etabliſſement wollte er ſich nicht entſchließen.

„Hier iſt meines Bleibens nicht", erklärte er mehrmals: „ich bin ein Ungar und in Kaiſerlichen Königlichen Dienſten; ich erwarte daher nur meine Auswechſelung, um wieder in mein Vaterland und in die unterbrochene Laufbahn zurückzukehren, wo mir die höchſten militairiſchen Würden offen ſtehen. Wollt' ich meinen Abſchied nehmen, ſo würd' ich nicht nur dieß Alles verſcherzen, ſondern auch

meinen Namen ſchänden. Ich werde Dich, liebe Amalie, im Triumph in meine Heimath führen, und ob ich gleich gefangen worden, Dich doch mit Stolz, als eine köſtliche Eroberung, meinen Landsleuten und dem Hofe vorſtellen."

Das ſchmeichelte Amalien und mehr noch der Frau von T..., welche als Schwiegermutter des Grafen von M—y noch eine bedeutende Rolle zu ſpielen hoffte.

Frau von T... und ihre Tochter drangen daher in den Grafen, ſeine Auswechſelung zu beſchleunigen; anfänglich meinte er zwar, daß dieß Schwierigkeiten haben dürfte, aber nach den Flitterwochen fand er weniger Bedenklichkeiten dabei.

Als daher Unterhandlungen wegen Auswechſelungen wechſelſeitiger Gefangener ſtatt fanden, bewarb er ſich auch um dieſe Vergünſtigung.

Des Grafen Wunſch wurde erfüllt. Man traf nun alle Anſtalten zur Abreiſe; er ſelbſt war ſehr thätig und unterhielt Amalien und ſeine Schwiegermutter von allen den Herrlichkeiten, die

ihrer

ihrer in Wien und auf seinen Gütern in Ungarn harrten.

Der Tag zur Abreise war bestimmt; Frau von T... und ihre Tochter, die Gräfin von M—y, hatten bei allen ihren Freundinnen und Bekanntinnen, deren Zahl nach der Vermählung sich sehr vergrößert, Abschiedsbesuche gemacht, und ob zwar Beide recht sehr bedauerten, daß sie sich von so lieben Freundinnen trennen sollten, so geschah dieß doch mit einem Ton, der nur zu deutlich verrieth, wie sie sich innerlich freuten, in einem neuen, glänzenderen Kreis zu erscheinen, wo der Anblick keines alten Bekannten sie an die frühern beschränkten Verhältnisse unwillkürlich erinnern konnte. Eben so wenig herzlich war das Bedauern der in M... Zurückbleibenden über den Verlust der Frau von T... und ihrer Tochter; seit die Letztere ein so großes Glück gemacht, war sie nicht bloß den unverheiratheten jungen Frauenzimmern ihres Standes, sondern auch deren Aeltern ein Dorn im Auge, und die dadurch so Vielen geritzte Wunde wurde nun nicht mehr täglich von neuem aufgerissen;

man konnte hoffen, daß ſie, nach der Entfernung der Beneideten, verharſchen würde.

Den Tag vor der Abreiſe verließ der Graf, um noch einige Vorkehrungen, zu treffen und einige Schulden zu berichtigen, ſeine Wohnung. Er kehrte nicht zur gewöhnlichen Mittagsſtunde zurück. Man wartete lange auf ihn, er ſtellte ſich nicht ein. Man ſandte Bedienten in der Stadt umher, um ſich zu erkundigen, wo er etwa ſeyn möchte; keiner konnte Auskunft erhalten. Der Abend brach herein. Schwiegermutter und Gemahlin waren in einer tödtlichen Angſt, daß ihm ein Unglück zugeſtoßen ſey. Die Gräfin wandte ſich daher an die Polizeibehörde. Es war ſchon ſpät um zehn Uhr des Abends.

Sehr wohl, meine gnädige Gräfin, ſagte der Polizeidirektor zu der Angſtvollen: Morgen ſoll deshalb alles Erforderliche verfügt werden.

„Mein Gott, Morgen!“ rief ſie aus: „Alſo ſoll ich die ganze lange Nacht über in der martervollſten Ungewißheit zubringen? Ich bitte Sie in-

ſtändigſt, verſäumen Sie keinen Augenblick. Ich will ja gern alle Koſten doppelt, dreifach zahlen.“

Davon kann die Rede nicht ſeyn, meine Gnädige! Aber das Büreau iſt geſchloſſen. Man iſt doch auch ein Menſch und muß ſeine Ruhe haben. Wie geſagt, Morgen in aller Frühe — ſo lange werden Sie ſich ſchon gedulden.“

Alle Gegenvorſtellungen und Bitten unter Schluchzen und Thränen blieben ohne Erfolg. — „Morgen in aller Frühe!“ war der beſtändige Refrain des Polizeidirektors, und troſtlos kehrte die Gräfin in ihre einſame Wohnung zurück.

Der Polizeidirektor hatte indeß ſein Verſprechen nicht vergeſſen. Um elf Uhr trat ein Polizeiofficiant in das Zimmer der Gräfin und ſprach zu ihr:

„Der Herr Polizeidirektor hat mir den Auftrag gegeben, Ihnen, meine gnädige Frau Gräfin, zu melden: daß Sie wegen Ihres Herrn Gemahls ganz außer Sorgen ſeyn können. Er iſt keineswegs verunglückt. Wir haben es endlich glücklich ermittelt: daß er geſtern um die Mittagsſtunde

Extrapoſt genommen und damit nach H... gefah-ren iſt."

Der Schmerz der Gräfin hatte ſich mittler-weile in Wuth verwandelt; ſie ſagte daher zu dem Abgeſchickten:

„Machen Sie meine Empfehlung an den Herrn Direktor! Was er mir durch Sie zu wiſſen zu thun beliebt hat, weiß ich ſchon ſeit ein Paar Stunden."

So war es auch. Die Gräfin hatte am Mor-gen ſchon einen Brief von ihren Gemahl erhal-ten, der ſie zur Verzweiflung und Wuth bringen mußte.

„Gerne hätt' ich es noch immer verzögert," ſchrieb er ihr: „den Schleier zu lüften, der Ihnen und Ihrer Frau Mutter das wohlthätig verhüllte, was ich Ihnen mündlich zu entdecken, mich nicht entſchließen konnte. Sie haben aber darauf ge-drungen, daß ich meine Auswechſelung beſchleuni-gen möchte; ich habe Ihrem Verlangen nachgege-ben, und die unausbleiblichen Folgen davon müſſen Sie ſich nun ſelbſt zuſchreiben. So wiſſen Sie denn, daß ich bereits verheirathet bin, daß nach

meinen religiösen Grundsätzen, eine Ehe mit einer Lutheranerin, eingesegnet von einem ketzerischen Priester, keine Gültigkeit hat, und daß ich Sie in meinem Vaterlande und in Wien nicht als meine Gemahlin aufführen kann, ohne mich der Anklage einer Bigamie und der darauf gesetzten Strafe auszusetzen."

„Ich habe nichts dawider, daß Sie sich in Ihrer Heimath nach meinem Namen nennen, um dadurch wenigstens vor der Welt das zu scheinen, was Sie, nach meinen Religionsbegriffen, nicht gewesen sind und nie haben werden können. Mein wohlmeinender Rath ist: verhalten Sie sich ruhig, denn jeder Schritt von Ihrer Seite würde Ihnen keinen Vortheil, mir aber Nachtheil bringen, und auf Sie und Ihre Frau Mutter ein sehr zweideutiges Licht werfen; sie würden Ihren Neidern und Neiderinnen einen großen Triumph bereiten."

„Wollen Sie über kurz oder lang mich für todt ausgeben, um über sich frei schalten zu können, so habe ich auch nichts dawider. Schreiben Sie mir es nur, und zwar unter einem doppelten

Umschlag, auf dem letztern die Aufschrift: An den Licentiaten der Rechte, Rohrmaul, auf der Zeile Nr. 737. zu Wien, und ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie einen Todtenschein über mein Ableben erhalten."

Kaum hatte Amalie die ersten Zeilen des mit zitternder Hand entsiegelten Briefes gelesen, so sank sie, mit einem herzzerreißenden Schrei des Entsetzens, in Ohnmacht; die Mutter und ihre Kammerjungfer eilten ihr zu Hülfe. Endlich kam sie wieder zu sich; aber sie blickte mit starren Augen, wie eine Wahnsinnige, umher. Sich so plötzlich von der Höhe herabgeschleudert zu sehen, auf der sie zu schimmern so fest überzeugt war, hatte ihren Stolz zu tief verwundet; sie brach in Verwünschungen und Flüche über den Hinterlistigsten aller Männer aus, und man mußte sie, da sich am Abend deutliche Symptome eines heftigen Fiebers zeigten, zu Bette bringen und einen Arzt holen lassen.

Die Recherchen der Polizei, die Ausbrüche des Schmerzes und der Wuth der Gräfin, die Ver-

wünſchungen der Mutter in Gegenwart der Zofe, der Gräfin Aeußerungen im Fieberparoxismus gegen den Arzt, waren mehr als hinreichend, die Nachricht von der heimlichen Flucht des ungariſchen Grafen durch die ganze Stadt zu verbreiten. Man ſprach nun davon in den vornehmſten Geſellſchaften, wie in den niedrigſten Kneipen.

„Was ſagen Sie zu der ſaubern Geſchichte der Gräfin von M—y?“ war das Loſungswort jeder Dame, wenn ſie eine Bekanntin anſichtig wurde.

Auf dem Markte, im Scharrn, oder in einem Laden ſchwatzten davon die Bürgerfrauen und Mägde, nur wenige bedauerten aufrichtig Amalien und ihre Mutter, denn ſelbſt bei dem erheuchelten Mitleid Vieler, um ſich den Schein eines guten Herzens zu geben, leuchtete Schadenfreude grell hervor, und Manche konnten ſie ſo wenig unterdrücken, daß ſie den Vorfall wie eine Fabel erzählten, und dann am Schluß die Moral hinzuſetzten: „Ja, Hoffart kömmt vor dem Fall.“

Faſt Jeder, der davon ſprach, wußte mehr

davon, als die Hintergangenen; eine Menge einzelner Umstände setzte Jeder nach seiner Phantasie hinzu, je nachdem er mehr dem flüchtig gewordenen Grafen, oder seiner überlisteten Gemahlin günstig war, und dieses boshafte Geschwätz vermehrte noch Amalien's und ihrer Mutter Unglück.

Alles zog sich von den so schändlich Betrogenen zurück; nur wenige hegten Mitleid mit ihnen, wenn sie auch den Leichtsinn nicht billigten, womit man, aus Stolz und Habsucht, das Glück und die Ruhe des Lebens auf's Spiel gesetzt hatte.

Man suchte Mutter und Tochter damit zu trösten, wie wahrscheinlich das Vorgeben des Grafen einer frühern geschlossenen Ehe eine leere Vorspiegelung sey, um sich von einer Verbindung los zu machen, die ihm, bei seiner Frivolität, lästig gewesen sey; wie Amalie daher ihre Rechte geltend machen, und so wenigstens ihre Ehre retten und ihre Subsistenz sichern könne, da sie bei einer solchen treulosen Flucht auf eine Trennung der Ehe und eine angemessene Entschädigung zu dringen befugt sey.

Dieſe Vorausſetzung war ungegründet, der Graf wirklich verheirathet. Seine Gemahlin ſtammte aus einem alten edlen ungariſchen Geſchlecht, das ſich durch Aufwand, um es Andern zuvorzuthun, und durch Prozeßſucht ſo weit herunter gebracht hatte, daß ihm faſt nichts übrig geblieben war, als die hohe Abkunft, deren es in Ungarn viele giebt. Die Gräfin Maria von C... beſaß aber außer dieſer edlen Abſtammung noch andere Vorzüge. Sie war eine ſeltene Schönheit, und verband mit ſolcher ein ſanftes, edles Herz. Der Graf von M—y entbrannte leidenſchaftlich für ſie; er geſtand ihr ſeine Zuneigung. Nicht bloß ſein Reichthum hatte Werth für ſie, auch ſeine Perſon; Gunſt erweckt Gegengunſt, ſie reichte ihm die Hand am Altar und war dem Gatten mit inniger Liebe und Dankbarkeit ergeben, der ſie aus ihren drückenden Verhältniſſen gezogen, und ihrer Schönheit und Tugend durch ein eheliches Bündniß gehuldigt hatte. Aber auch in dieſer Ehe zeigte der Graf ſchon ſeinen frevelhaften Leichtſinn; unfähig einer reinen, dauerhaften Liebe, ward ihm

das ſtille, häusliche Leben bald zuwider. Er ſehnte ſich nach Zerſtreuungen und einem größern Spielraum für ſeine zügelloſen Leidenſchaften. Deßhalb nahm er Kriegsdienſte, ließ ſeine Gemahlin auf eines ſeiner Güter zurück, ſtürzte ſich in den Strudel aller Ausſchweifungen, die, nach dem damals aus Frankreich faſt überall unter den höhern Ständen verpflanzten Ton, einem Kavalier ſtatt zur Schande, zur Ehre gereichten.

Mit der franzöſiſchen Sprache, die nur in den höhern Zirkeln geſprochen wurde, waren auch die Sitten und die Anſichten, die am Hofe Ludwigs XV. herrſchten, überall verbreitet worden, und der Saame des Unkrauts wucherte auf fremdem Boden faſt eben ſo um ſich greifend, wie in dem neuen Babel, Paris.

Der Graf von M—y hatte ſeine Flucht möglichſt beſchleunigt. Raſtlos reiſete er mit Extrapoſt Tag und Nacht, bis er nach Wien kam. Sein böſes Gewiſſen trieb ihn ſo unaufhörlich vorwärts, wie er die Poſtillone durch reichliche Trinkgelder zur Eile anzuſpornen ſuchte.

Dieſe Unruhe des Gemüths, die Anſtrengungen einer ſo langen, ununterbrochenen Reiſe, wo er ſich nicht die Zeit nahm, für irgend eine Bequemlichkeit zu ſorgen, und wo er auf jeder Station einen neuen Kaleſchwagen erhielt, immer der eine noch ſchlechter als der andere, hatten den Grafen ſehr angegriffen. Ganz erſchöpft und ſiech kam er nach Wien; er hoffte, daß dieſe Krankheit, bei Ruhe, Pflege, dem Genuß der bisher entbehrten Bequemlichkeiten und dem Beiſtand eines Arztes, vorübergehend ſeyn würde; aber ſie nahm einen ernſten Charakter an, und zu ſeinem großen Verdruß mußte er das Bette hüten.

Geld brauchend, ließ er deßhalb an den Verwalter ſeiner Güter nach Ungarn ſchreiben, da er ſelbſt die Feder zu führen ſich zu ſchwach fühlte; dadurch verbreitete ſich die Nachricht von ſeiner erfolgten Auswechſelung und daß er in Wien krank darnieder liege, auf ſeine Beſitzungen, und ſo erhielt auch die Gräfin Maria auf dem Gute, wo ſie in ſtiller Abgeſchiedenheit wohnte, davon Kenntniß.

Das kränkende Benehmen des Grafen vergessend, jeden Unwillen darüber unterdrückend, war sie gleich entschlossen, dem Rufe ihres Herzens und ihrer Pflicht zu folgen. Sie liebte ihn noch immer mit der innigsten Zuneigung, er war ihre erste Liebe gewesen. Sie fühlte es, wie man mit keinen Schätzen der Welt die Pflege der Liebe und Anhänglichkeit erkaufen kann, und wie wenig Beistand und Linderung ein Kranker und Leidender von der Hand eines kalten, eigennützigen Miethlings zu erwarten habe.

Eiligst reisete sie nach Wien, und trat unerwartet in das Zimmer des Kranken. Er zeigte mehr Verlegenheit als Ueberraschung; ihre Erscheinung war ein stillschweigender Vorwurf, sie schrieb aber diese Verlegenheit seinem kranken Zustand, nicht seinem bösen Gewissen zu, und so überließ sie sich ganz dem Gefühle ihres liebevollen Herzens; sie bot ihm ihre treue Pflege mit so freundlichen Worten an, daß er der verstockteste Bösewicht hätte seyn müssen, wenn er sie gefühllos hätte zurückstoßen wollen. Sie zeigte so viele

innige Theilnahme, ſo viele zärtliche Beſorgniß über ſeinen bedenklichen Zuſtand, daß er ihr Anerbieten dankbar annahm. Als der Arzt den Kranken beſuchte, befragte ſie ihn ſo ängſtlich und dringend über den Grafen, und ob Gefahr für ſein Leben ſey, erkundigte ſich ſo ſorgfältig nach der Diät, die er beobachten müſſe, und was ihr, als ſeine Wärterin, zu thun obliege, daß dieſer, der die Verhältniſſe der Pflegerin gegen den Kranken nicht kannte, ſich darüber höchlich verwunderte, und ſich gegen ſeinen Patienten äußerte:

„Herr Graf! Sie können von Glück ſagen, eine ſo theilnehmende und umſichtige Pflegerin gefunden zu haben; ſie iſt nicht mit Geld zu bezahlen und erleichtert mir meine Cur.“

Die Gemahlin des Grafen ließ ihn in ſeinem Irrthum, und der Graf fand auch keinen Beruf, ihn daraus zu ziehen.

Der Beiſtand, den er durch die Gräfin erhielt, die zärtliche Aufmerkſamkeit, die ſie ihm unermüdet erwies, halfen noch mehr, als die Arzneimittel des Doktors; er erholte ſich ſichtbar, und

nach Verlauf von ſechs Wochen war er wieder völlig hergeſtellt.

Dieſe Beweiſe treuer Liebe und zarten Frauenſinnes hatten ſelbſt auf ſein enges Herz Eindruck gemacht, und er ſchien dunkel zu ahnen, wie der Genuß einer ſolchen hingebenden, reinen Liebe ein Glück gewähren könne, das er zuvor nie gekannt, vielmehr mit ſchalem Witz beſpöttelt hatte. Aber kaum hergeſtellt, ſtürzte er ſich wieder in den Strudel der ſinnebetäubenden Vergnügungen und Zerſtreuungen, an die er früher gewöhnt war. Marie ſah dieß mit tiefer Betrübniß; ihre freundlichen Bitten, ſeinen Neigungen Schranken zu ſetzen, blieben ohne Erfolg, ob ſie gleich mit großer Schonung von dem Schmerz ſchwieg, den er ihr dadurch verurſachte, und ihn nur auf die nachtheiligen Folgen für ſeine phyſiſche Geſundheit aufmerkſam machte, denn nur entfernt erwähnte ſie er moraliſchen Verſchlimmerung. Er machte ihr dagegen mehrmals den Vorſchlag, ſeine rauſchenden Vergnügungen zu theilen, und erbot ſich, ſie überall als ſeine Gemahlin vorzuſtellen, und bei

Hofe und in die erſten Häuſer einzuführen. Dieß lehnte ſie ſtandhaft ab.

„Einfach und anſpruchlos," erwiederte ſie: „würd' ich dort nur Langeweile, Ueberdruß und Widerwillen empfinden. Bei meiner Erziehung, bei meiner Unbekanntſchaft mit der großen Welt und ihren Sitten und Gebräuchen, müßt' ich nur, durch unwillkürliche Verſtöße, Stoff zu Achſelzucken und Verſpottung geben. Ich würde mich gekränkt fühlen und auch Dir manche Kränkung zuziehen. Laß mich in meiner ſtillen Abgeſchiedenheit, wo ich mich ſo glücklich fühle; es genügt mir, wenn Du nur ſo bleibſt, wie jetzt, uud, geſättigt von Vergnügungen, denen ich keinen Geſchmack habe abgewinnen können und für die ich auch keinen je bekommen werde, in das ſtille Aſyl der Häuslichkeit und in die Arme eines Dich ſo herzlich und treu liebenden Weibes zurückkehrſt. Ueber kurz oder lang, hoff' ich, wirſt Du dem ſtillen Frieden des Hauſes vor dem wilden Treiben in der Welt den Vorzug geben"

Der Graf hüpfte wie ein Stutzer mit Ma-

fureksprüngen um Marien herum, kniff sie tändelnd in die Wange, und, sie küssend, sagte er:

„Wenn ich's nicht aus Erfahrung wüßte, wie süß ein Kuß von Deinen Lippen schmeckt, die nur immer im Kanzelton sprechen, so würd' ich's nicht glauben, sollt' es mir auch ein Anderer mit hundert Eiden bekräftigen."

Er verließ dann die treue Seele, eilte entweder in die Gesellschaft gleichgesinnter, wüster Waffenbrüder, oder in das Schauspiel, auf einen Ball, auf ein Soupé, oder wohnte auch einem Feste bei Hofe bei. Seine Gemahlin blieb dann in ihrem Zimmer zurück, beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten, oder las ein lehrreiches Buch; zuweilen erhielt sie wol einen Besuch von ein Paar Landsmänninnen, die dort aus ihrer Heimath verheirathet waren, machte auch wol einen Besuch bei diesen, oder genoß bei heitern Tagen die schöne Natur in Begleitung der Einen oder Andern im Prater oder Augarten.

Das schändliche Benehmen des Grafen hatte Amalien so erschüttert und sie so in ihrem Innersten

nerſten verletzt, daß ſie, an einem nervöſen Gallenfieber erkrankt, dem Tode nahe war. Nur ihre Jugend, ihre kräftige Natur und die Sorgfalt des erfahrenen Arztes erhielten ſie am Leben, aber mit ihrer Geneſung ging es ſehr langſam, und es war faſt ein Jahr verſtrichen, ehe ſie wieder völlig hergeſtellt wurde.

Der Arzt hatte ausdrücklich verboten, Alles möglichſt zu vermeiden, was die Kranke an den Verräther und ihre unglückliche Lage erinnern könnte. Obgleich dieſer Anordnung nicht ſo genügt werden konnte, wie er es wünſchte, ſo beobachteten doch ihre Mutter und die Wenigen, die ſie noch theilnehmend beſuchten, darüber ein Schweigen, und ſuchten, wenn Amalie von dieſem unglücklichen Ereigniß ſprechen wollte, ſogleich der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

Kaum fühlte ſich aber Amalie wieder geneſen, ſo erwachte in ihr mit erneuerter Kraft der feſte Vorſatz, ihre Anſprüche auf den Grafen geltend zu machen. Sie hatte nie eine wahre Liebe zu ihm gefühlt, da ihr Herz indeß noch frei war,

einem jungen Mann, der so viel Einnehmendes in seinem Aeußern hatte, so reich und von so hoher Geburt war, zur Befriedigung ihres Stolzes, nach dem Wunsche der Mutter, ohne Widerwillen ihre Hand gereicht; jetzt herrschte aber nur ein Gefühl in ihrem Herzen: Rache.

„Entweder ist seine frühere Heirath eine leere Vorspiegelung," sagte sie: „dann muß ich in alle Rechte und Vorzüge seiner rechtmäßigen Gattin treten und nichts wird ihn davon entbinden können, oder er ist wirklich schon verehlicht, dann soll er doch für den an mich verübten Frevel, nach den Gesetzen, die auf Bigamie stehen, büßen. Dieß ist das einzige Mittel, mich für die erlittene Schmach zu rächen, und die Lästerzungen zum Schweigen zu bringen, die boshaft genug sind, zu behaupten, daß mir seine Verhältnisse nicht unbekannt gewesen wären, und ich nur durch priesterliche Kopulation den Leuten hätte Sand in die Augen streuen wollen."

Es gab allerdings Einige, die aus hämischer Tücke gelegentlich geäußert hatten: „Das soll mir

Keiner einbilden, daß das Fräulein von T... nicht darum gewußt haben ſollte, wie es mit dem Grafen von M—y geſtanden hat. So einfältig iſt wol Keine, ſich nicht erſt nach den nähern Umſtänden eines wildfremden Menſchen zu erkundigen, wenn man ihn heirathen will."

Dieſe Aeußerung wurde von Andern als eine unumſtößliche Gewißheit angenommen, und pöbelhafte Seelen nannten Amalien nur die gräfliche Maitreſſe.

Es konnte nicht fehlen, daß der Unglücklichen alle dieſe tiefkränkenden Urtheile und Läſterungen bekannt wurden: denn es giebt immer Nichtswürdige, die unter dem Schein der Freundſchaft und Theilnahme einem Gebeugten ſolche Afterreden hinter ſeinem Rücken hinterbringen, um ihn noch mehr zu beugen. Dieß ſind die moraliſchen Banditen, die unter der Larve des Wohlwollens die Wunden eines zerfleiſchten Herzens auf's neue aufreißen.

Dadurch wurde Amalie immer mehr in ihrem Vorſatz beſtärkt. Sie ſuchte nun alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel zu benutzen, um dem

Flüchtling auf die Spur zu kommen. Nach mühsamen, vergeblichen Suchen brachte sie es endlich heraus, daß er sich in Wien aufhalte.

Mit dem Trauschein versehen, mit dem Briefe, den er ihr vor seiner Flucht geschrieben, und mit den nöthigen Beweisen für die Identität ihrer Person, reisete sie nach der Kaiserstadt.

Amalie hatte von einem Handelshause in M... ein Empfehlungsschreiben an ein ansehnliches Handelshaus in Wien erhalten. Dort angekommen, war das erste, diesen Brief abzugeben. Der Banquier E... empfing sie, nach Lesung des ihm eingehändigten Briefes, mit zuvorkommender Güte, stellte sie seiner Gattin vor, und sorgte sogleich dafür, daß sie aus dem kostspieligen Wirthshause, wo sie abgetreten war, bei einer stillen Familie ein meublirtes Zimmer erhielt, und leistete auch bei der Polizeibehörde für sie Bürgschaft.

„Bevor etwas in Ihrer Angelegenheit geschehen kann," sagte er: „müssen erst diese Dinge beseitigt werden. Ihr Gegner hat hier viele einflußreiche Verbindungen, und es wäre wol mög-

lich, daß er ſie benutzte, Sie als eine Fremde, unter dem Vorwande, daß Sie eine Abenteurin ſind, aus Wien und ſelbſt aus den öſtreichiſchen Staaten weiſen zu laſſen.“

Dieſe Aeußerung war nicht gemacht, Amalien Muth einzuflößen, und ſie verrieth ihre Beſorgniſſe.

„Seyn Sie aber deßhalb nicht verzagt,“ tröſtete er ſie: „nach dem, was mir mein Korreſpondent geſchrieben, und es iſt ein rechtlicher Mann, ich kenn' ihn ſeit einer Reihe von Jahren nur von dieſer Seite, nehm' ich den aufrichtigſten Antheil an Ihrem Unglück. Ich kenne auch den Grafen; ein ſolches Benehmen ſieht ihm ganz ähnlich. Vor allen Dingen müſſen wir aber erſt über ihn ſorgſam Erkundigungen einziehen. Ich habe nie davon gehört, daß er verheirathet iſt, und ich vermuthe daher, daß es bloß eine falſche Angabe geweſen, um Sie abzuhalten, Ihre Rechte gegen ihn geltend zu machen. Nur wenn wir darüber ganz im Klaren ſind, können Sie Ihre Klage ein-

reichen und darnach Ihren gesetzlich begründeten Antrag motiviren."

Der Banquier E... bat Amalien, sich deßhalb so lange ruhig zu verhalten, bis er darüber die nöthigen Erkundigungen eingezogen habe, um demnächst mit ihr Rücksprache zu nehmen, welche Schritte sie thun müsse.

Zu seinem großen Befremden erfuhr der Banquier E..., daß der Graf von M—y wirklich verheirathet sey, seine Gemahlin aber ganz im Verborgenen bei ihm wohne, er kein Haus mache, sondern überall für einen Junggesellen gelte, auch solches nie widersprochen, vielmehr bei jeder Gelegenheit das Glück des ledigen Standes gepriesen und versichert habe: er würde nie ein solcher Thor seyn, sich in das lästige Ehejoch spannen zu lassen. E... ließ nun Amalien zu sich einladen; mit vieler Schonung machte er ihr diese Entdeckung bekannt, und setzte dann hinzu:

Eine solche Nichtswürdigkeit hab' ich mir nicht denken können; er hat sich offenbar einer Vielweiberei schuldig gemacht. Unter solchen Umständen

können Sie ſich von Ihrer Klage, in die Rechte ſeiner Gemahlin geſetzt zu werden, keine günſtige Entſcheidung verſprechen. Sie würden ältern Rechten nachſtehen müſſen. Sie können lediglich nur, mit Anführung, wie Sie von ihm hintergangen worden, auf eine Geldentſchädigung antragen, und da Sie die weite Reiſe gemacht, ſo rath' ich Ihnen dazu, wenn Sie nicht aus Schonung für ihn, jetzt auf jede Klage Verzicht leiſten wollen, denn nach den beſtehenden Geſetzen ſteht eine harte Strafe auf das Verbrechen der Bigamie.

„Schonung!" rief Amalie aus: „er hat keine mit mir gehabt; warum ſoll ich ſie gegen einen ſo Nichtswürdigen üben? Ich bin feſt entſchloſſen, wider ihn klagbar zu werden."

Der Banquier, dem das Benehmen des Grafen empört hatte, fand nichts gegen Amalien's Entſchluß zu erinnern und empfahl ſie ſeinem Rechtskonſulenten, um für ſie die Klage aufzuſetzen, und ihr Rechtsbeiſtand in dieſem Prozeß zu ſeyn.

Als ſie zu dem Advokaten R... kam, und ihn von der Lage der Sache ausführlich unter-

richtet, ihm auch den Trauſchein und den Brief des Grafen zur Begründung ihrer Ausſagen und Abſichten eingehändigt hatte, erklärte ihr dieſer:

„Als einer Ausländerin iſt es Ihnen nicht zu verargen, wenn Sie ſich nicht an die vorgeſchriebenen Behörden, ſondern gleich unmittelbar an die Kaiſerin wenden. Der Fall iſt von ſo außerordentlicher Art, daß ſie, nach ihrer Denkungsart, gewiß darauf Rückſicht nehmen und eine ſchleunige Unterſuchung befehlen wird. Ich werde ſchon ſuchen, daß Ihro Majeſtät die Eingabe in die Hände kömmt; das iſt das einzige Mittel, ſchnell zu Ihrem Zweck zu gelangen, ſonſt könnte dieſer Prozeß Jahre lang verſchleppt werden.“

Der Advokat ſetzte die Eingabe an die Kaiſerin Maria Thereſia auf. Sie entſiegelte und las ſie ſelbſt. Auf das höchſte empört über das Benehmen des Grafen von M—y, erließ ſie ſogleich einen Kabinetsbefehl: die Klage der Amalie von T... auf das genaueſte und ſchleunigſte zu unterſuchen, über den Grafen, wenn deſſen Bigamie erwieſen ſey, nach Vorſchrift der

Geſetze ein Urtheil zu fällen und ihr davon Bericht zu erſtatten.

Da die Juſtizbehörde dieſen Kabinetsbefehl mit der Eingabe der Klägerin und den Originaldokumenten erhielt, wodurch der Graf der Bigamie bezüchtigt wurde, ſo war das erſte, daß ſie dieſen verhaften ließ, da auf dieß Verbrechen Todesſtrafe ſtand.

Der Graf, nichts ahnend, war des Nachts ſpät von einem Soupé in in ſeine Wohnung zurückgekehrt, und eben im Begriff, ſich zur Ruhe zu begeben, als man heftig an ſeine Thür pochte.

Etwas trunken, und überdieß nicht am Beſten gelaunt, da er den Abend unglücklich geſpielt hatte, äußerte er ſeine Unzufriedenheit über eine ſolche Störung, und weigerte ſich, die Thüre zu öffnen, mit den Worten:

„Wer etwas bei mir zu ſuchen hat, kann Morgen wieder kommen! Heute wird nicht mehr aufgemacht!“

Er ſchloß ſeine Rede mit einem Kernfluch; aber der Pocher ließ ſich nicht abſchrecken. Er

verdoppelte vielmehr seine Schläge und rief mit barscher Stimme:

„Aufgemacht! Ich komm' im Namen Ihro Majestät, der Kaiserin."

Da war nun freilich weiter an kein Weigern zu denken. Seine Gemahlin erschrak heftig; auch der Graf erwartete von einem so späten Besuch auf Befehl der Monarchin nichts Gutes, indeß fiel ihm doch die Veranlassung dazu nicht ein. Seit seiner Flucht aus M... hatte er nichts weiter von Amalien und ihrer Mutter gehört, keine Zeile von Beiden erhalten; er lebte in dem Wahne, daß sich Amalie in ihr Schicksal gefunden und beruhigt haben würde.

Die Thüre wurde geöffnet. Drei Männer standen vor solcher. Der eine trat mit festen Schritten ein und kündigte ihm mit ernstem Ton und kurzen Worten an: daß er, ihn zu verhaften, Befehl habe.

„Aber weßhalb?" fragte der Graf kleinlaut.

Das weiß ich nicht! Das werden der Herr

Graf schon erfahren. Ich habe nur die Ordre, Sie abzuholen, und ich muß bitten, mir zu folgen.

Die Gräfin erblaßte, erhob ein Angstgeschrei und rang die Hände.

„Beruhigen Sie sich," meinte der unwillkommene Gast: „so arg wird es nicht seyn. Ich habe schon Manchen arretirt, der hernach recht leidlich davon gekommen ist. Der Herr Graf erhält ein recht hübsches Zimmerchen, und für Geld und gute Worte wird's ihm an nichts fehlen."

Er setzte darauf, sich an den Grafen wendend, mit trocknem Ton hinzu: „Ist's gefällig?"

Der Graf fügte sich in das Unvermeidliche, wenn auch nicht, wie ein stoischer Weiser, doch wie ein leichtsinniger Trotzkopf, der sich auf seinen Stand, seine Reichthümer und Konnexionen verließ, und da er gar nicht vermuthete, welche schwere Gewitterwolke sich über seinem Haupte zusammengezogen hatte, so sagte er zu seiner in Aengsten schwebenden Gemahlin, ihr einen flüchtigen Abschiedskuß gebend: „Sey nur gutes Muths, es

wird nicht viel zu bedeuten haben," und ging mit seinem Verhafter aus dem Zimmer.

Dieser hatte auch, was das Gefängniß betraf, dem Grafen die Wahrheit gesagt; er erhielt ein anständiges Zimmer; es war für seine Bequemlichkeit gesorgt und nichts Abschreckendes darin, als daß man ihn, da er in solches eingeführt worden, allein ließ und die Thür mit großem Geräusch verschloß.

Dort sich selbst überlassen, sann er hin und her, was ihm eine solche Verhaftung zugezogen haben möchte, aber er konnte es nicht ergrübeln, denn das treulos in M... verlassene Fräulein Amalie von T... fiel ihm nicht ein, und, die Qualen der Ungewißheit fühlend, sehnte er sich nach einem Verhör, um aus dieser gerissen zu werden.

Darauf mußte er aber vorläufig verzichten. Er war am Sonnabend verhaftet worden; der Sonntag war ein Ruhetag und durfte nicht durch weltliche Geschäfte entheiliget werden; erst am Montage konnte er hoffen, Licht über seine Einkerkerung zu erhalten.

Kaum hatte er aber seine Wohnung verlassen, so trieb die Herzensangst seine Gemahlin überall umher, um sich über ein sie so beunruhigendes Räthsel Aufschluß zu verschaffen.

Lange forschte sie vergebens; nur mit Mühe erfuhr sie endlich die Veranlassung zu seiner Verhaftung.

Sie kannte zwar den Leichtsinn des Grafen, hatte zwar oft, zu ihrer großen Bekümmerniß, aus seinen frivolen Aeußerungen gemerkt, daß er sich beeiferte, dem sogenannten System der Wüstlinge nachzuahmen, die eine Ehre darin setzten, den Sitten der Höflinge Ludwigs XV. zu fröhnen; sie sah aber darin nur die Eitelkeit eines verzogenen Glückskindes, und ihre Liebe zu ihm und das Vertrauen, das sie in seine Schwäche setzte, die sie für Zeichen eines guten Herzens hielt, hatten ihr immer mit der Hoffnung geschmeichelt, daß das bessere Selbst in ihm den Sieg über diese Verirrungen davon tragen, und er, gesättigt von dem nur die Sinne berauschenden Genuß der großen Welt, auf die rechte Bahn zurückkehren würde,

wo man nur anſpruchsloſe Freude findet, die keine Nachwehen und Reue verbittern. Eines ſo durchdachten ſyſtematiſchen Bubenſtücks hielt ſie ihn nicht für fähig.

Nach dem tödtlichen Schreck, als ſie den wahren Grund über ſeine Verhaftung erfuhr, war ihr erſter Gedanke, ihn, den Unwürdigen, der ſie ſo ſchonungslos auf das empörendſte bis in das Innerſte verletzt hatte, ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Aber dieſe Aufwallung eines gewiß ſehr gerechten Zornes verrauchte bald. Inniges Mitleid erhielt die Oberhand, da ihn ihr liebendes Herz noch immer nachſichtig beurtheilte. Auf Bigamie ſtand die Todesſtrafe, das hatte ſie erfahren, und ſie ſchauderte bei dem Gedanken, daß ihr Gatte für ein Verbrechen, das ſie zu nachſichtig nur ſeinem gränzenloſen Leichtſinn zuſchrieb, wie ein roher Frevler ſein junges Leben auf dem Blutgerüſte enden, ſeine erlauchte Familie, ſich ſelbſt, und auch ſie und die Ihrigen mit ewiger Schande brandmarken ſollte.

In dieſer Verzweiflung nahm ſie ihre Zuflucht

zu einem Manne, von dem ſie wußte, daß ihn der Graf in ſeinen Rechtsangelegenheiten zu Rathe gezogen und als einen ſehr geſchickten und erfahrenen Juriſten geſchildert, ob ſie ihn gleich nie zuvor geſehen hatte.

Er wunderte ſich nicht wenig, als ſich bei ihm die Gemahlin des Grafen von M—y melden ließ; auch er hatte in der Meinung geſtanden, daß der Graf noch unverheirathet ſey.

Bei ihrer Erſcheinung, und nachdem ſie ihm ihr Herz ausgeſchüttet, verwandelte ſich aber dieſe Verwunderung in ſo ſichtbares Erſchrecken, daß die Gräfin die wenige Faſſung faſt ganz verlor, die ſie in ihrer peinlichen Lage mit Aufbietung aller Energie ihres Geiſtes ſich zu erhalten geſucht hatte.

Seine Mienen, ſeine Gebehrden und der plötzliche Ausruf: Jeſus Maria! verkündeten der Gräfin, wie ihr Gemahl ſich ohne Rettung in's Verderben geſtürzt habe. Kaum berührten dieſe nur Unheil prophezeihenden Worte ihr Ohr, ſo verlor ſie das Bewußtſeyn, und ſie würde von dem Seſſel, auf dem ſie Platz genommen hatte, zu Boden ge-

ſunken ſeyn, wenn nicht der Notarius M... ihr ſogleich zu Hülfe geeilt wäre.

Mit Mühe führte er die Ohnmächtige zu einer Ottomane, er rief dann nach Hülfe, und durch ſpirituöſe Waſſer und Anzünden einer Feder, die er ihr vor das Geſicht hielt, brachte er ſie endlich wieder zur Beſinnung.

Eine ſolche Scene hatte ihn noch mehr erſchüttert, als die Kunde von einem Verbrechen, deſſen er den Grafen nicht fähig gehalten, und deſſen ſchreckliche Folgen ihm, als einen Rechtskundigen, ſo lebendig vor die Seele traten.

Als die Gräfin die Augen wieder aufſchlug, ſah ſie den Notarius mit einem jammervollen Blick an, der einen blutdürſtigen Tiger hätte zähmen müſſen, und ihre bleichen Lippen fragten zitternd:

„Alſo iſt keine Rettung mehr?"

Der Befragte wagte es nicht, zu antworten; er zögerte, ihr den Dolch in das Herz zu ſtoßen. Mit Blicken des innigſten Mitleids verſank er in ein trübes Nachſinnen.

„Alſo

„Alſo iſt keine Rettung?“ wiederholte die Gräfin mit krampfhaft zuſammengepreßter Bruſt.

Nach einer langen ſchaudervollen Pauſe unterbrach der Notarius die unheimliche Stille. Seine ſtockende Sprache verrieth, wie ſchwer es ihm wurde, ſich zu erklären.

„Ja,“ ſtammelte er: „es giebt noch ein Mittel. Das ſteht allein in Ihrer Macht; aber es fodert ein Opfer, das Keiner, das ich am wenigſten —“

Sie ließ ihn nicht ausreden.

„Sprechen Sie, ich beſchwöre Sie auf meinen Knieen, was kann ich thun, um ihn zu retten? Kein Opfer ſoll mir zu ſchwer ſeyn.“

Sie hatte ſich, ſo ſchwach ſie war, doch mit Aufbietung aller ihrer Kräfte aufgerafft, und wollte vor ihm auf die Knie ſinken. Er drückte ſie ſanft wieder auf ihren Sitz zurück und flehte:

„Ich bitte Sie um der Wunden Jeſu willen, ſchonen Sie ſich! Sie ſind noch viel zu angegriffen, viel zu ſehr in Ihrem Innerſten erſchüttert, um jetzt zu erfahren, welch' ein Ausweg

dem Grafen, aber nur durch Sie, noch zu Gebote ſteht."

Die Gräfin drang unermüdet und ſtürmiſch in ihn, mit ſeinem Rath und Troſt nicht unbarmherzig zu zögern, „denn," ſetzte ſie hinzu: „Ihre Weigerung wird mir das Leben koſten, und jede Minute iſt koſtbar; es hängt ein Schwert an einem ſeidenen Faden über ſeinem Haupte. Ich bitte Sie, bedenken Sie, in jedem Augenblick kann er zerreißen."

Darin haben Sie recht, meine gnädige Gräfin, erwiederte der Notarius, und er ſchien ſelbſt zu erſchrecken, daß er dieß bei den beklagenswerthen Zuſtand der Geängſtigten geäußert hatte: ich will Ihrem Verlangen willfahren. Aber ich muß Sie bitten, allen Ihren Muth zuſammen zu nehmen, um nicht vor meinem Rath, der Sie auf das Tiefſte verletzen muß, zurückzuſchaudern, und mir keinen Vorwurf über einen Vorſchlag zu machen, der unter allen andern Verhältniſſen nie über meine Lippen hätte kommen können. Aber Noth kennt kein Gebot.

„Reden Sie, ich bitte Sie um Gottes Barmherzigkeit willen, reden Sie, nur geſchwind!“

Der Notarius war noch immer in ſichtbarer peinlicher Verlegenheit, wie er Worte zu ſeinem Vorſchlage finden ſollte. Langſam ſtammelnd, oft inne haltend, ſagte er ihr endlich:

„Bigamie wird geſetzlich mit dem Tode beſtraft. Die Kaiſerin iſt viel zu fromm, um zu Gunſten des Grafen durch Begnadigung eine Ausnahme zu machen. Sie ſelbſt wird es ſich ſagen, daß eine ſolche Milderung nur die Sittenloſigkeit befördern würde, und ihr Seelſorger wird ſie in dieſer Anſicht gewiß beſtärken. Daher giebt es nur ein Mittel, dieß Verbrechen von ihm abzuwälzen; es gehört aber groſſe Seelenſtärke und Aufopferung von Ihrer Seite dazu. Niemand weiß hier, daß Sie ſeine frühere, rechtmäßige Gemahlin ſind; bei der Unterſuchung wider ihn wird es ſich aber, durch Nachforſchen in Ungarn, ergeben, und es iſt zu fürchten, daß er, vielleicht auf eine Begnadigung hoffend, es ſelbſt eingeſtehen wird. Dieſem Allen können Sie vorbeugen und

seine Retterin werden, wenn Sie erklären, daß Sie mit ihm nie ehelich verbunden gewesen und nur in einer ähnlichen, ungesetzlichen Verbindung seit einer Reihe von Jahren mit ihm gelebt haben. Die Art ihres Beisammenseyns hier giebt dieser Aussage den Schein der Wahrheit, und Ihr Geständniß wird um so weniger bezweifelt werden, da das Gegentheil davon ganz außer dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit liegt, und unter Hunderttausenden nicht Einer eine dunkle Ahnung von einer solchen Hingebung haben kann."

Die Gräfin hörte mit immer gespannterer Aufmerksamkeit zu. Jedes Wort war ein neuer Dolchstoß in ihr Herz, das verriethen die krampfhaften Züge ihres Gesichts und das Zucken ihrer Hände. Mehrmals schauderte sie zusammen, als wenn ein eiskalter Fieberfrost sie schüttele; mit starren Augen heftete sie die Blicke an die Decke des Zimmers und hörbar biß sie die Zähne zusammen.

Der Notarius zürnte schon mit sich selbst, daß er sich durch die ungestümen Bitten der Gräfin

dazu verleiten lassen, ihr einen solchen empörenden Rath gegeben zu haben, und er war eben im Begriff hinzuzusetzen: „Es wäre Grausamkeit, dieß von Ihnen zu verlangen, er verdient es nicht!“ als sie, wie aus einem schweren Traum erwachend, mit fester Stimme ausrief:

„Ja! es ist beschlossen! Ich will ihn retten, es koste, was es wolle!“

Aber bedenken Sie die Schmach, die auf Ihnen lasten wird, die nicht zu berechnenden Folgen —

„Kein Wort weiter!“ unterbrach sie den Notarius: „mein Vorsatz ist unerschütterlich! Nur Eines ängstigt mich noch; wie soll er erfahren, was ich für ihn zu thun entschlossen bin?“

Darüber machen Sie sich keine Sorgen, erwiederte der Notarius: ich bin sein Geschäftsführer; als solcher wird man mir den Zutritt zu ihm auch in das Gefängniß nicht versagen, und ich werde schon Gelegenheit finden, ihn von Allem, was er zu wissen nöthig hat, in Kenntniß zu setzen.

„Sie nehmen mir den letzten ſchweren Stein vom Herzen," ſagte die Gräfin, und es ſchien, als wenn von dieſem Augenblick an ihr ganzes Weſen ſich geändert hatte. Eine leichte Röthe färbte die leichenblaſſen Wangen, die blauen Lippen wurden wieder purpurroth, und in die ſtarren Augen kam Bewegung und Leben. Das Bewußtſeyn eines ſo heroiſchen Entſchluſſes hatte dem zerriſſenen Gemüth neue Spannkraft gegeben. Erſt jetzt bemerkte der Notarius, welch' eine ſchöne Hülle eine ſo ſchöne Seele verſchloß.

Sie dankte ihm recht herzlich für einen Rath, den er ihr, nur mit Zittern und Zagen, abgedrungen gegeben hatte, beurlaubte ſich dann von ihm, und rief ihm noch an der Treppe zu, ja ſein Verſprechen, ſobald als möglich, zu erfüllen.

Er that dieß auch. Sobald ihn die Gräfin verlaſſen hatte, ſchrieb er auf einen gebrochenen Bogen das Ergebniß nieder, ihre Erklärung, auf welche Weiſe ſie bereit ſey, ihren Gemahl zu retten, und fügte hinzu: hiernach möchte der Graf bei der Unterſuchung ſeine Ausſagen richten, und

wenn er dieſe Nachricht geleſen, ſie vertilgen. Dieſen Aufſatz heftete er in ein Aktenſtück, einen Gränzſtreit des Grafen mit einem benachbarten Gutsbeſitzer betreffend, worüber er eben die Sentenz in erſter Inſtanz erhalten hatte, und ging damit zu dem Kriminalrichter.

Unbefangen bat er dieſen um die Erlaubniß, mit dem verhafteten Grafen einige Worte ſprechen zu dürfen.

„Es betrifft einen Prozeß," ſagte er, indem er ihm die Akten hinhielt; „der Graf hat ihn in der erſten Inſtanz verloren, und ich will ihn nur befragen, ob er das Rechtsmittel der Appellation zu ergreifen geſonnen iſt? Ich würd' es unbedenklich thun, aber ohne ſeine Zuſtimmung mag ich es doch nicht eigenmächtig wagen."

Der Kriminalrichter las das Rubrum der Akten, blätterte flüchtig darin, gab ſie ſodann dem Notarius zurück, und ſagte: „Das hat kein Bedenken!"

Ein Schreiber mußte ihm einen Erlaubnißſchein ausfertigen, gegen deſſen Vorzeigung ihn der

Gefängnißinſpektor den Zutritt zu dem Grafen zu geſtatten habe. Der Kriminalrichter hatte jedoch, der Sicherheit wegen, noch bei ſeiner Namensunterſchrift hinzugefügt: jedoch im Beiſeyn eines Dritten.

Mit dieſem Schein begab ſich noch am Sonntage der Notarius zu dem Grafen. Der Zuſatz war ihm zwar ſehr unwillkommen, er durfte ſich aber davon nichts merken laſſen, und ſo unterdrückte er auch ſchnell ſeine Verlegenheit, als er den Erlaubnißſchein aus der Hand des Kriminalrichters empfing.

Mit den Akten unter dem Arm trat er in das Zimmer des Gefängnißinſpektors, reichte ihm den Zettel hin, und bat, ihn zu dem Grafen zu führen.

Nachdem der Inſpektor ſeine Brille aufgeſetzt, den Schein ſo lange betrachtet, als wenn er erſt jedes Wort mühſam buchſtabiren müſſe, ſagte er endlich: ich kann wol herausbringen, was auf dem Zettel ſteht: Sie haben die Erlaubniß, den Herrn Grafen von M—y zu beſuchen, aber was

der Herr Kriminalrichter darunter gekritzelt hat, das mag ein Anderer herausbringen, als ich.

Dem Notarius fiel zwar im ersten Augenblick ein, daß er diesen Umstand zu seinem Vortheil benutzen und aus dieser Zeile nach Willkür etwas ganz anderes Gleichgültiges herauslesen könnte, aber er dachte auch eben so schnell daran, daß vielleicht bald darauf ein Anderer dem Gefängnißinspektor reinen Wein einschenken und er sich und den Grafen dadurch verdächtig machen könnte.

„Lieber Mann," sagte er ruhig: „das heißt: jedoch im Beiseyn eines Dritten. Ich habe selbst darum gebeten, denn es betrifft nur einen Prozeß um einige Hufen Land, und ich will es dadurch vorbeugen, daß mich der Graf nicht mit seiner fatalen Geschichte, weshalb er verhaftet ist, lange aufhält, und mich um meine kostbare Zeit bringt. Sie sind wol so gut, wenn Sie Zeit haben, selbst mitzukommen. Die Sache ist in zehn Minuten abgemacht."

Der Inſpektor war dazu bereit. Jeder Funken des Argwohns, den der Zuſatz des Kriminalrichters in ſeine Seele hätte werfen können, war durch das ſchlaue Benehmen des Notarius erſtickt worden, und er brachte dieſen zu dem Gefangenen.

Als der Graf die Schlüſſel ſeines Kerkers zu einer ſo ungewohnten Stunde raſſeln hörte, denn ſie wurde nur geöffnet, wenn ihm der Gefangenwärter Speiſe und Trank brachte, glaubte er, daß er zum Verhör abgeholt werden ſollte. Es überlief ihn zwar ein Schauder, aber da er immer noch nicht an ſeine Doppel-Ehe dachte, und ſich ſonſt keines Verbrechens zu Schulden kommen laſſen, ſo war es ihm, nach der erſten Anwandlung des Schreckens, angenehm, daß er nun doch erfahren würde, weßhalb man ihn als einen Verbrecher behandele.

Zu ſeinem Befremden, aber auch zu ſeiner Freude, ſah er einen alten Bekannten eintreten.

Froh überraſcht rief er aus:

„Sie haben ſich wol recht gewundert, als Sie erfahren, daß man mich arretirt hat? — Wiſſen Sie nicht warum?“ Dieſe Frage erheiterte das ernſte Geſicht des Eingetretenen; er erfuhr dadurch, daß der Graf noch nicht in ein Verhör geweſen ſey, aber er erwiederte doch kurz und feſt in einem barſchen Tone:

„Das werden Sie ja beſſer wiſſen, als ich, Herr Graf! Ich bin nicht ſo vorwitzig geweſen, mich darnach zu erkundigen. Eine damit gar nicht in Verbindung ſtehende Sache führt mich zu Ihnen. Die Gränzſtreitigkeit. Die Sentenz in erſter Inſtanz iſt erfolgt. Hier ſind die Akten“ — er legte ſie dem Grafen auf den Tiſch — „ich muß bitten, ſie genau durchzuſehen, und mir Ihre Meinung wiſſen zu laſſen, ob Sie appelliren wollen, oder nicht?“

Mürriſch erwiederte der Graf:

Was kümmern mich ſolche Lappalien. Mir gehen ganz andere Dinge im Kopfe herum. Es wäre mir ein Gefallen geſchehen, wenn Sie mich damit verſchont hätten.

„Das wäre wider meine Pflicht gewesen, Herr Graf! Sie haben mich in dieser Sache zu Ihren Anwald angenommen, und ich darf nichts verabsäumen, was mir als solcher obliegt. Wenn Sie die Akten durchgelesen, und hauptsächlich mein Gutachten, das sich in solchen am Ende befindet, bitt' ich mir Ihre bestimmte Erklärung aus, was Sie zu thun gesonnen sind: ob Sie appelliren wollen, oder nicht? — Ich werde mir morgen darüber Antwort erbitten."

Bei diesen Worten machte er den Grafen eine ceremoniöse Verbeugung und wandte sich an den Gefängnißinspektor, der an der Thüre stehen geblieben und sie wie ein Cerberus bewacht hatte, und sagte zu solchem:

„Mein Geschäft ist beendigt; nun lassen Sie mich wieder heraus."

Beide verließen den Grafen; die Thüre wurde unter dem Geklirr der vielen Schlüssel, die der Inspektor an einem eisernen Reifen in seiner Rechten hielt, wieder verschlossen, und während man

den langen, finstern Gang, der nur durch eine Lampe sparsam erhellt war, langsam einherschritt, sagte der Inspektor:

Es ist doch Jammerschade, daß ein so junger, vornehmer und reicher Herr so eingesperrt sitzen muß.

„Ei was! Jammerschade!" antwortete der Notarius: „er wird's darnach gemacht haben. Es ist ein lustiger Wildfang."

Das hab' ich mir auch gedacht. Unsre allergnädigste Kaiserin wird ihn nicht so mir nichts dir nichts einstecken lassen. Die ist halter die Gerechtigkeit selbst.

„Das ist brav von Ihnen gedacht, und Sie sprechen auch nur die Wahrheit. — Ich dank' Ihnen für Ihre Mühe, und da, trinken Sie einmal eins auf die Gesundheit unsrer allergnädigsten Kaiserin!"

Der Notarius drückte dem Inspektor zwei Zwanzig-Kreuzerstücke in die Hand, und da er

mittlerweile bis an der Eingangspforte gekommen war, ſagte er:

Morgen werd' ich mir von dem Grafen Beſcheid holen.

„Kommen Sie, wenn Sie wollen, ich werde Sie gleich zu ihm bringen," war die Antwort des Inſpektors, mit den beiden Zwanzig-Kreuzerſtücken in der Hand klimpernd.

Als der Graf ſich wieder allein befand, hatte ihn der Beſuch ſeines Rechtsanwaldes noch weit mehr verſtimmt. Seine Hoffnung, zu erfahren, was man ihm zur Laſt legte, war vereitelt worden, und es verdroß ihn, daß ein Mann, dem er ſein Vertrauen geſchenkt und der von ihm für ſeine Mühwaltungen ſo reichlich bezahlt worden, ſo wenig Theilnahme über ſeine jetzige Lage gezeigt hatte.

„So ſind die Juriſten," murmelte er für ſich: „Fiat justicia et pereat mundus! Das iſt ihr Wahlſpruch. An die Stelle des Herzens tritt bei ihnen das Corpus juris, oder ein anderes Geſetzbuch."

Er ſtützte den Kopf in die Hand und verſank in finſtere Grübeleien.

Nach einer Weile, und bloß, um ſich zu zerſtreuen, nahm er die Akten zur Hand.

Der Notarius hatte ihm geſagt, ſein Gutachten würde er am Ende derſelben finden. Dieß ſuchte er daher auf, und fand nun zu ſeinem Erſtaunen die zuvor erwähnte Notiz.

Jetzt, zu ſeinem großen Erſchrecken, erfuhr er zuerſt die Veranlaſſung ſeiner Verhaftung, und in welchen Abgrund er ſich durch ſeinen ſittenloſen Leichtſinn geſtürzt hatte. Jetzt lernte er erſt kennen, in welcher Gefahr er ſchwebte, auch zu welchem Opfer die hochherzige Maria bereit ſey, deren Werth er ſo wenig gekannt und die er ſo vernachläſſigt hatte. Er bat ſeinem Rechtsanwald das Unrecht ab, das er ihm zugefügt, und dachte bei ſich, denn Jeder ſucht ſeine Fehler und Irrthümer nicht bloß bei Andern, ſondern auch bei ſich ſelbſt zu entſchuldigen: das iſt einmal eine

Ausnahme von der Regel, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Er war lange unschlüssig, was er thun sollte. Der Gedanke, daß seine Gemahlin für ein Vergehen büßen sollte, dessen er sich schuldig gemacht, drückte ihn, wie eine Centnerlast. Es mag kommen, wie es will! rief er aus, und schlug sich mit der Hand heftig vor die Stirne; ich nehm' ihren Vorschlag nicht an! Die Kaiserin wird Gnade für Recht ergehen lassen. — Dann fiel ihm aber ein, was sein Rechtsanwald in seiner Schrift ausführlich auseinandergesetzt hatte, wie an eine Begnadigung in diesem Fall nicht zu denken sey, und es höchst thöricht und leichtsinnig seyn würde, darauf Rechnung zu machen. Der Gedanke, so jung sein Leben als ein Verbrecher zu enden, sich und den Namen seiner Familie mit ewiger Schmach zu bedecken, am meisten aber der Schauder vor das finstere Jenseits, worüber er in dem Strudel von betäubenden Vergnügungen zuvor nur die ungesalzenen Spöttereien der Wüstlinge gehört und

nach-

nachgesprochen, aber nie darüber ernst nachgedacht hatte, gab den Ausschlag; er beschloß, das heroische Anerbieten seiner Gemahlin anzunehmen, und ihr als Ersatz dafür eine Aenderung seiner Lebensweise zu geloben. Die erhaltene Nachricht riß er nun aus den Akten, und da er ein Tabacksraucher war, und damals die jetzt allgemein üblichen Zigarren eben so wenig Mode waren, als die für einen Zierbengel fast eben so unentbehrlichen Brillen oder Lorgnetten, so machte er daraus Fidibusse, und vernichtete die Schrift des Notarius nach dessen Verlangen.

Dieser fand sich am Morgen sehr früh bei dem Grafen ein, weil es ihm daran lag, noch vor seiner Vernehmung, die unstreitig nicht mehr verschoben werden würde, dessen Entschluß zu erfahren.

Der Gefängnißinspektor war gleich bereit, ihn zu dem Grafen zu führen, doch hielt er viel zu pünktlich auf seinen Dienst, um nicht auch bei

dieſer Unterredung Augen- und Ohrenzeuge zu ſeyn.

„Guten Morgen, Herr Graf!“ ſagte der Notarius, als er in das Gefängniß trat; „ich komme bloß, um mir die Akten wieder zurückzuerbitten. — Was haben Sie beſchloſſen? Stimmen Sie meinem darin enthaltenen Gutachten bei, oder ſind Sie anderer Meinung?“

Sie wiſſen, erwiederte der Graf: wie ich Ihnen mein ganzes Vertrauen geſchenkt habe; Sie verdienen es in vollem Maße, und es wäre unklug und undankbar, wenn ich es zurückweiſen wollte. Ich erklär' Ihnen hiermit, daß ich mich ganz darin fügen werde.

„Das iſt mir genug; aber erlauben Sie mir noch einen wohlgemeinten Rath. Hätten Sie ſich anders benommen, ſo hätten Sie ſich dieſen ganzen unangenehmen Prozeß erſparen können. Laſſen Sie ſich das für die Zukunft zur Warnung dienen. In der erſten Inſtanz iſt er ſchon verloren,

und wenn Sie in der zweiten mit einem blauen Auge davon kommen, können Sie von Glück sagen. Es ist sehr — sehr viel, wenn ein Gegner darin zu Ihren Gunsten als Zeuge auftreten will. Es ist eine Großmuth, die ihres gleichen sucht, und die Sie zur ewigen und innigsten Dankbarkeit verpflichtet."

Ich erkenne dieß sehr lebendig, äußerte der Graf, und seine Stimme verrieth Rührung; sagen Sie das vorläufig dem Zeugen in meinem Namen, bis es mir vergönnt seyn wird, es ihm selbst aus der Fülle meines Herzens auszudrücken.

Der Notarius nahm die Akten wieder zu sich, und da er sich bei dem Durchblättern derselben überzeugt hatte, daß der Graf seinen Aufsatz ausgerissen, sagte er bei der Rückkehr zu dem Inspektor wohl überdacht:

„Ich hab' eine Bitte an Sie. Sie sind wol so gut, und heben mir die Akten auf, bis ich sie von Ihnen holen lasse. Ich habe noch einige

Gänge in der Stadt und mag mich nicht gern damit so lange schleppen."

Recht gern, war die Antwort: Sie sind bei mir gut aufgehoben. Was erst in meine Hände kommt, das geb' ich, halter, so leicht nicht wieder heraus, und dann setzte er hinzu: Schaun's! Sie haben dem Herrn Grafen tüchtig den Text gelesen, er mag's wol verdient haben, aber Sie hätten's doch gegen einen so vornehmen Herrn gewiß nicht gethan, wenn er hier nicht säße. Was meinen's, hab' ich Recht?

„Allerdings, mein Freund! — Sehr Vieles hängt im Leben von Zeit und Umständen ab. Säße der Graf nicht hier im Gefängniß, so hätt' es mir gänzlich an Gelegenheit gefehlt, ihm das zu sagen, was er so eben von mir hat hören müssen."

Schaun's, das hab' ich gleich gemerkt. Ja, unser Einer weiß auch, wo Bartel Most holt. Ich weiß, halter, gleich, wo Einer hinaus will, und mir soll so leicht Keiner ein X für ein U machen.

„Das wird Ihnen hoffentlich Keiner abſtreiten wollen. Ich habe ſelbſt eine Probe davon,“ meinte der Notarius ſarkaſtiſch lächelnd und beurlaubte ſich von dem Selbſtgefälligen, indem er ihm wieder ein Stück Geld in die Hand drückte.

Der Inſpektor machte einen tiefen Bückling, und ſetzte zu ſeinem Dank noch treuherzig die Worte hinzu:

„Kommen Sie, ſo oft Sie wollen. Sie werden mir immer angenehm ſeyn.“

Die Gräfin erhielt ſogleich von dem Notarius Nachricht, wozu ſich ihr Gemahl entſchloſſen hatte; er äußerte aber die Beſorgniß, daß ihre großmüthige Handlung ſie gereuen könnte, mit dem Zuſatz: „und dann würd' es mir ewig leid thun, daß ich auf den unglücklichen Gedanken gekommen bin, Ihnen dieſen einzigen Ausweg zu zeigen.“

Darüber ſeyn Sie unbeſorgt. Mein Entſchluß iſt unerſchütterlich! Es war eine Zeit, wo er mich gewiß von ganzer Seele liebte; das thu'

ich noch! Ich habe mir oft geſagt, daß es Schwäche iſt, aber dieß hat mein Gefühl nicht ändern können, und ich würde nie ruhig werden, wenn ich nicht Alles thäte, was in meinen Kräften ſteht, ihn zu retten.

„Meine gnädige Gräfin," nahm der Notarius das Wort: „ich fühle die höchſte Bewunderung für Ihren Entſchluß, ich erkenne das Großherzige einer ſolchen Aufopferung. Sie nennen Ihre Liebe eine Schwäche; der Menſch hat noch eine, die ihm zu ſeiner Selbſterhaltung angeboren iſt, die Selbſtliebe. Haben Sie in Ihrer Schwärmerei — verzeihen Sie mir den Ausdruck — daran gedacht, daß Sie den einzigen Lohn dafür verluſtig gehen, Anerkennung und Bewunderung? Das Motiv zu ſo vielen, ich möchte faſt ſagen, faſt allen großen Handlungen und Hingebungen."

Rechnen Sie denn das Selbſtbewußtſeyn für nichts? fragte ihn die Gräfin mit einem ſo edelſtolzen Ton, daß er beſchämt die Augen nieder-

ſchlug; und nun thun Sie mir den Gefallen, nichts weiter von einer Sache zu ſprechen, von der ich gewiß, nothgedrungen, viel zu viel noch werde hören müſſen. Für Ihren Rath bleib' ich Ihre Schuldnerin. Sie haben mir den Ariadneſchen Faden gereicht, um mich aus einem Labyrinthe zu finden, aus dem ich keinen Ausweg wußte.

Bald nachdem der Notarius den Grafen verlaſſen, wurde dieſer vor den Kriminalrichter zu einem Verhöre gebracht.

Nach den gewöhnlichen allgemeinen Fragen kam der Inquirent auf den beſondern Punkt, der des Grafen Verhaftung und Unterſuchung nach ſich gezogen hatte. Er erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß Amalie von T... aus M... ſelbſt nach Wien gekommen ſey und ihn bei der Kaiſerin Maria Thereſia unmittelbar wegen Bigamie angeklagt habe.

Es wurde ihm der Trauſchein von dem Geiſtlichen aus M... und ſein an ſeine zweite Gemah-

lin geſchriebener Brief vorgelegt, und er gefragt: was er gegen dieſe Beweiſe zu erinnern habe?

Der Graf räumte die Thatſachen ein, erkannte die Handſchrift des Briefes für die ſeinige, dann ſagte er aber:

„Nur die mir angeſchuldigte Bigamie muß ich gänzlich in Abrede ſtellen. — Ich hatte mich während meiner Gefangenſchaft in M... in das Fräulein Amalie von T... verliebt; meine Leidenſchaft war ſo heftig, daß ich, in der Ueberzeugung, ich würde mit ihr glücklich ſeyn, mich um ihr Jawort bewarb; ſie gab es mir ohne Weigerung, und ein lutheriſcher Geiſtlicher copulirte uns nach dem Ritus ſeiner Kirche. Bald wurd' ich aber von meiner Verblendung enttäuſcht. Das geträumte Glück konnte mir durch ſie nicht zu Theil werden. Sie hatte mich nicht, wie ich ſie, aus Zuneigung genommen; ich überzeugte mich mit jedem Tage mehr, daß nur Hochmuth und der Wunſch, aus einer ſehr beſchränkten Lage in

eine gemächlichere verſetzt zu werden, die Motive ge wesen waren, mir ihre Hand — nicht aber ihr Herz — zu geben. Da nach unſern canoniſchen Geſetzen eine ſolche Ehe nicht gültig iſt, ſo glaubt' ich, daß ich mich ungeſtraft von einer ſolchen Ver bindung losmachen könnte. Ich ging daher, nach erfolgter Auswechſelung, heimlich davon, und brauchte in dem mir vorgelegten Briefe bloß die frühere Verheirathung als einen Vorwand, in der Vorausſetzung, daß ſie dieß beſtimmen dürfte, ſich ruhig zu verhalten, da ſie doch nicht erwarten konnte, daß man mir, wie einen zweiten Grafen von Gleichen, die Vergünſtigung zugeſtehen würde, zwei Frauen zu haben."

Das klingt Alles recht ſchön, Herr Graf! ſagte der Inquirent: aber es iſt bereits ausgemit telt, daß Sie hier in Ihrer Wohnung noch eine Dame bei ſich haben, die für Ihre Gemahlin gilt, und von Ihrem Wirth, den Hausgenoſſen, und auch von Ihren eigenen Domeſtiken Frau Gräfin genannt wird. Was ſagen Sie dazu?

„Wenn ich dieß auch einräume," verſetzte der Graf: „ſo iſt es doch keinesweges ein Beweis, daß dieſe Dame meine Gattin iſt. Ungern entdeck' ich ein Verhältniß, das ich vor den Augen der Welt zu verbergen wünſche; jetzt aber, da man mich eines ſo großen Verbrechens beſchuldigt, darf ich nicht länger ſchweigen. Ich bin mit dieſem Frauenzimmer nie verheirathet geweſen, obſchon ich ſeit mehreren Jahren mit ſolchem in einem ſehr genauen Verhältniſſe gelebt habe. Sie wiſſen, daß ſolche Verbindungen Ihre Majeſtät, unſerer allergnädigſten Kaiſerin, ſehr zuwider ſind, und ſie ſolche ſtrenge rügt. Deßhalb, um dieß vor der Welt zu verbergen, gab ſie ſich, im Einverſtändniß mit mir, in meiner Wohnung für meine Gattin aus, auch meine Dienſtboten ließ ich in dieſem Wahne. Ihre Aeußerungen beweiſen alſo nichts gegen meine Behauptung; es ſpricht aber für mich, daß ich dieß Frauenzimmer in keinem der Häuſer, in denen ich Zutritt habe, eingeführt, es nicht bei Hofe, als meine Gemahlin vorgeſtellt, noch mich mit ihm

öffentlich ſehen laſſen. Ich verlang' indeß nicht, daß Sie meinen Worten allein Glauben beimeſſen ſollen; ich provocire auf die Ausſage meiner vorgeblichen Gattin. Sie hat gewiß das größte Intereſſe dabei, mich, wenn ich nicht die Wahrheit geſagt, Lügen zu ſtrafen; ich bin aber feſt überzeugt, ſie wird Alles das beſtätigen, was Sie jetzt von mir gehört haben."

Durch dieſe Vernehmung erhielt allerdings die Sache eine ganz andere Wendung. Wenn die Ausſage des Grafen auf Wahrheit beruhte, ſo fiel das Hauptverbrechen, Bigamie, weg, und es kam nur darauf an, wie über ihn in Anſehung der geſchloſſenen Ehe mit dem Fräulein Amalia von T... zu entſcheiden ſey.

Der Inquirent ließ am folgenden Morgen die Gräfin Marie vor ſich beſcheiden.

Sie erſchien, ſichtbar beängſtet, und eine innere Unruhe ſprach ſich deutlich in allen ihren Zügen aus.

Der Inquirent redete sie mit den Worten an.

Frau Gräfin! Ich habe Sie auf Allerhöchsten Befehl zu mir herbeschieden; es betrifft eine Angelegenheit Ihres Herrn Gemahls.

Mit vieler Gegenwart des Geistes erwiederte sie nach einer kurzen Pause, wo sie Bestürzung verrieth.

„Da sind Sie in einem Irrthum, mein Herr! Ich bin nicht verheirathet.“

Nicht? Sind Sie denn nicht die Gemahlin des Herrn Grafen von M—y?

Sie schlug verschämt die Augen nieder und stammelte:

„Ich heiße Maria von B—y.“

Das ist Ihr Familienname; aber jetzt nennen Sie sich doch Gräfin von M—y?

„Das hab' ich nie gethan.“

Nie? Als ich zu Ihnen sandte, um Sie zu ersuchen, sich hierher zu bemühen, ist der Bote

doch von dem Wirthe zu Ihnen gewieſen worden, und als er Ihr Mädchen nach der Frau Gräfin von M—y gefragt, hat ſie ihn in Ihr Zimmer zu Ihnen geführt.

„Ich muß dieß freilich einräumen,“ erwiederte ſie mit zitternder Stimme: „es iſt vielleicht nicht recht geweſen, daß ich es mir gefallen laſſen, aber ich hoffe, daß Sie mich ſelbſt entſchuldigen und Nachſicht mit mir haben werden, wenn ich Ihnen aufrichtig ſage, was es damit für eine Bewandniß hat.“

Die bin ich neugierig zu hören!

„Es iſt ſehr ſchmerzhaft,“ fuhr die Gräfin mit einem ſchweren Seufzer fort: „ein Bekenntniß ſeiner Fehltritte und Verirrungen abzulegen. Aber ich darf mich ihm nicht entziehen, ſo tief es mich auch zu Boden drückt. Jede falſche Angabe müßte doch bald an das Licht kommen, und ich würde nur Schuld auf Schuld häufen.“

„Ich hab' Ihnen ſchon meinen Namen geſagt. Ich bin aus einem altadligen Geſchlechte, das aber im Laufe der Zeit ganz verarmt iſt. Verwaiſt nahmen mich der Baron von Cz... und deſſen Gemahlin, eine edle Frau, zu ſich als Geſpielin ihrer einzigen Tochter. Ich wurde wie ein Kind des Hauſes behandelt, und ſorglos, nur der Gegenwart mich freuend, verlebte ich dort die Tage der unbefangenen Kindheit und wuchs zur Jungfrau heran."

„Der Graf von M—y kam oft auf die Güter des Barons von Cz... Mein Wohlthäter liebte die Jagd, und es war auch ein Hauptvergnügen des Grafen. Er ſah mich oft, und er benutzte jede Gelegenheit, mir zu zeigen, daß ich ihm nicht gleichgültig ſey. Sein Aeußeres, und ſein Benehmen, das ſo ſehr gegen das der Uebrigen abſtach, die zum Beſuch bei dem Baron kamen, und mir es fühlen ließen, in welchen untergeordneten Verhältniſſen ich in dieſer Familie ſtände, gewannen ihm mein Herz. es war meine

erſte Liebe, ich ahnete ſie kaum, als ich ſchon von ihr mit unauflöslichen Banden umſtrickt war. Der Graf ſchien dieß Gefühl zu theilen, und er hatte es ſo wenig Hehl, daß meine Beſchützerin einſt zu mir ſagte: Marie, Du haſt die Eroberung des Grafen von M—y gemacht; ich wünſche Dir Glück dazu; wenn Du Dich klug benimmſt, ſo kannſt Du wol gar Frau Gräfin werden. Ich freute mich, daß ſie meine Neigung billigte, und mein Benehmen wurde weniger ſchüchtern und zurückhaltend; aber leider vergaß ich den guten Rath, mich klug zu benehmen. Es kam bald zwiſchen uns zu wechſelſeitigen Erklärungen; wo die Herzen einverſtanden ſind, findet ſich bald ungeſucht Gelegenheit dazu. Sein Auge ſprach beredter, als ſein Mund, und ach! ich verſtand noch nichts von der Kunſt, wie es die Weltklugheit erheiſcht, Kälte und Wärme zu erheucheln."

„Erſparen Sie mir die Demüthigung, Ihnen zu ſagen, wie ich in einem unbewachten Augenblick, wo der Genius der Unſchuld ſein Antlitz von

mir abwandte, von der Bahn der Tugend wich. Der Graf hatte so oft mit mir von der Glückseligkeit gesprochen, wenn wir erst Beide durch das heilige Band der Ehe vereinigt seyn würden, daß ich an ihm einen Hochverrath zu begehen glaubte, wenn ich in seine Versicherungen und Schwüre hätte Zweifel setzen wollen."

„Die Folgen dieses Fehltritts blieben nicht aus. Sie konnten nicht verhehlt werden. Meine Wohlthäterin hegte den ersten Argwohn; sie befragte mich darüber unter vier Augen; mit Zerknirschung gestand ich ihr, was ich nicht zu läugnen vermochte. Sie war außer sich vor Schreck, aber fast eben so groß war ihre Entrüstung, daß ich mich so vergangen und ihren wohlgemeinten Rath so wenig geachtet hatte. Geh' mir aus den Augen! rief sie zornig: ich muß erst mit meinem Gemahl überlegen, was nun zu thun ist. Ich ging, tief gebeugt und in Thränen schwimmend, auf mein Zimmer. Nach Verlauf von einigen Stunden beschied mich ein Bedienter zu der Baronin.

ronin. Zitternd an allen Gliedern, wie eine Verbrecherin, erschien ich vor ihr; ich fand ihren Gemahl im Zimmer.“

„Marie! begann sie mit ernster Stimme und strengem Ton: wir Beide, auf ihren Gemahl deutend, haben genau erwogen, welche Maßregeln Deinetwegen zu ergreifen sind. Wir haben Dich von Kindheit an mit Liebe und Güte überhäuft, in der Hoffnung, daß Du uns Freude und Ehre machen würdest. Du hast unsere Erwartungen getäuscht, ich will Dir durch Vorwürfe das Herz nicht noch schwerer machen. Du wirst aber selbst einsehen, daß Du jetzt nicht länger in unserm Hause und die Gesellschafterin unserer Tochter seyn kannst. Ganz wollen wir unsere Hand nicht von Dir abziehen; Du wirst heute noch nach einem entlegenen Gute gebracht werden, und dort ein Unterkommen bei dem Pachter und seiner Familie finden. Mein Gemahl wird sogleich an den Grafen schreiben, ihm melden, was er zu thun sich genöthigt gesehen, und ihm überlassen, auf welche

Weise er das Unheil, das er gestiftet, wieder gut zu machen denkt."

„Ich sah' es, trotz meiner Verwirrung und dem Bewußtseyn meiner Schuld, der Baronin an, daß es ihr schwer fiel, mir diesen Beschluß anzukündigen; sie würde sich vielleicht zu einer mildern Maßregel haben erweichen lassen, ich war jedoch so erstarrt, daß ich keinen Laut über meine Lippen bringen konnte. Sie schien auf eine Antwort zu warten, da ich aber mit kreuzweise übereinandergeschlagenen Armen die von Thränen überströmenden Augen starr an den Boden heftete, sagte sie nach einer Weile:

„Geh auf Dein Zimmer! Es wird Dir wol zu schwer fallen, selbst Deine Sachen einzupacken. Elisabeth soll es thun, ich werde sie Dir schicken."

„Immer noch stumm, verließ ich sie; es lag mir auf dem Herzen wie ein Fels, und nur, als ich mich allein fand, konnt' ich wieder etwas freier Athem schöpfen."

„Noch an dem nämlichen Tage mußt' ich zu dem Verwalter reiſen. Als der Wagen angeſpannt war, man meine Habſeligkeiten aufgepackt hatte, ſagte mir ein Bedienter, daß ich einſteigen könnte. Ich ſtand im tiefen Nachſinnen, und überlegte, ob ich noch von der Familie, die ſich gegen mich Verlaſſene ſo großmüthig benommen, Abſchied nehmen ſollte, oder nicht. Es war ein ſchwerer Kampf; ich ſah' voraus, welch' eine erſchütternde Scene mir noch bevorſtände, aber das Gefühl der Dankbarkeit ſiegte über die Furcht vor dem Schmerz dieſer Trennung. Ich nahm all' meinen Muth zuſammen und ſagte zu dem Bedienten:

„Johann! Erſt muß ich doch Abſchied nehmen."

„Die gnädige Herrſchaft hat mir aufgetragen, Ihnen zu ſagen, verſetzte er: daß ſie darauf verzichtet. Sie will ſich und Ihnen nicht das Herz noch ſchwerer machen."

„Ich beſtieg den Wagen wie ein Miſſethäter, der zur Richtſtätte geführt wird. In den erſten

Minuten war dieſe Verweigerung des Abſchiednehmens für mich eine neue Qual, aber nach einiger ruhiger Beſinnung fand ich darin einen Troſt: man hegte doch noch Mitleid und Theilnahme für mich. Es lag in dieſer ſcheinbaren Härte eine zarte Schonung."

„Bei dem Verwalter angekommen, fand ich dort zwar eine gaſtliche Aufnahme; man hatte dafür geſorgt, daß ich an nichts Mangel litt, aber es fehlte die äußere geſchmackvolle Eleganz, an der ich gewöhnt war, und hauptſächlich mangelte hier der Umgang mit Perſonen feiner Bildung, und mit ſolchen, an die mich Dankbarkeit und Zuneigung feſſelte. Der Verwalter und ſeine Frau waren roh an Sitten, und ihre Unterhaltung beſchränkte ſich auf den engen Kreis ihrer Wirkſamkeit. Auf einer gleichen Stufe der Bildung ſtand ein Sohn und zwei erwachſene Töchter. Ich fühlte mich daher, abgeſchnitten von allen dem, was mir ſonſt Freude und angenehmen Genuß gewährt hatte, ſehr beengt, und ſo einſam,

als wenn ich auf einer wüſten Inſel verſchlagen wäre, und über mein mir durch meine eigene Schuld zugezogenes Loos brütend, verſank ich in eine Schwermuth, die in meiner Lage doppelt nachtheilig auf meine Geſundheit wirkte."

„Der Baron hatte an den Grafen einen Brief geſchrieben, aus dem deutlich hervorging, wie er durch deſſen Benehmen indignirt war."

„Sie haben, ſchrieb er ihm: das Gaſtrecht auf eine Weiſe verletzt, die ſich mit nichts entſchuldigen läßt. Sie haben die Unſchuld und Unerfahrenheit eines jungen Mädchens, das ich und meine Gattin unter unſern Schutz genommen, zur Befriedigung einer unerlaubten Leidenſchaft gemißbraucht, um es für das ganze Leben unglücklich zu machen."

„Unter ſolchen Umſtänden wird es mir Keiner verargen, wenn ich die früher zwiſchen uns ſtatt gefundenen freundſchaftlichen Verhältniſſe aufheben, und Sie erſuchen muß, weiter keine Notiz von

uns zu nehmen, so wie wir Sie gewiß mit unsern Besuchen für die Folge verschonen werden."

„Die unglückliche Marie habe ich vorläufig bei dem Verwalter meines Gutes P... unterbringen lassen. Auf meinem Schlosse durfte und konnte sie nicht länger bleiben, so weh mir, meiner Gattin und Tochter dieß auch gethan hat. Es ist nun Ihre Sache, Herr Graf, dafür zu sorgen, das durch Sie herbeigeführte Unheil wieder, so viel es möglich ist, gut zu machen. Wie? das mag Ihnen Ihr Herz und Ihr Gewissen sagen; es soll mich freuen, wenn es auf solche Weise geschieht, daß ich dadurch veranlaßt werde, die früher für Sie gehegte Achtung aus Ueberzeugung erneuen zu können."

„Der Graf fand sich durch diesen Brief so beleidigt, daß er in der ersten Aufwallung dem Baron eine Herausfoderung schicken wollte. Nach der ersten Hitze, und nachdem er mit einem Freunde darüber Rücksprache genommen, gab er diesem

Recht, daß man ein Unrecht durch ein zweites nicht rückgängig machen könne. Ohne sich auf die Bitterkeiten in dem erhaltenen Briefe einzulaſſen, erwiederte er dem Baron nur lakoniſch:

„Er würde ſich meiner auch ohne ſein Erinnern angenommen haben, und ſolche Vorkehrungen treffen, daß ich ihm nicht länger zur Laſt fallen ſollte.“

„Bald darauf erhielt ich auch einen Beſuch von ihm. Er überraſchte und erſchreckte mich ſehr, aber es war ein freudiges Erſchrecken, denn ſo ſehr ich auch um ihn gelitten hatte, ſo war doch in meinem Herzen die Liebe ſeine Vorſprecherin.“

„Der Gram, der ſo deutlich in allen meinen Zügen lag, meine erbleichten Wangen, meine rothgeweinten Augen, ſchienen ihn tief zu rühren. Er äußerte ſich mit Bitterkeit über das ſchonungsloſe Verfahren meiner Pflegeältern, und ſchob die Schuld auf ſie, daß ſie durch meine plötzliche Entfernung aus ihrem Hauſe meiner Ehre eine un-

heilbare Wunde beigebracht hätten. In diesem Augenblick, setzte er hinzu: bin ich mit mir selbst noch nicht einig, was dabei zu thun ist; aber auf keinen Fall kannst Du länger von der Gnade solcher unbarmherzigen Menschen leben. Du weißt, wie ich Dich über Alles liebe, und was ich Dir so oft gelobt habe. Vertraue Dich mir an. Du sollst auf eines meiner Güter einen angenehmeren und anständigeren Aufenthalt finden, und dort als Gebieterin schalten und walten, bis die Zeit die Erinnerung an diese unselige Episode Deines Lebens verwischt hat, und ich mein Gelöbniß mit Ehren erfüllen kann."

„Alles was er sprach, schien so aus seinem Herzen zu kommen, daß ich keinen Zweifel hegte; es war mir so unheimlich bei dem Verwalter, ich befand mich so isolirt, ich fand dort kein Wesen, dem ich mich befreunden oder vertrauen konnte; ich nahm daher seinen Vorschlag, der mir eine bessere Zukunft, und hauptsächlich den ungetheilten Besitz eines Mannes verhieß, an dem ich mit gan-

zer Seele hing, nach kurzem Zögern an, und er brachte mich nach einem ihm zugehörigen, in einer der anmuthigſten Gegend befindlichen Gute. Er holte mich ſelbſt nach ſolchem ab, und unterwegs ſagte er mir hingeworfen: Du wirſt hier ſchon für meine Gemahlin gelten; es würde ſonſt den Bewohnern des Dorfs und noch mehr dem Geiſtlichen auffallen, wenn ich Dich, als eine Fremde, hier herbrächte. Richte und benimm Dich darnach."

„Was ſollt' ich thun? Ich fügte mich in den Willen eines Mannes, dem ich meine ganze Liebe, mein volles Vertrauen geſchenkt hatte, und war es mir zu verargen, weil ich dadurch eine mich ſo tief demüthigende Schande verbergen konnte?"

„Ich kam hier mit einem todten Knaben nieder, und hatte eine ſchwere Krankheit zu überſtehen, die mich an den Rand des Grabes brachte. Der Graf wohnte zwar auf einem mehrere Mei-

len entfernten Gute, dem Hauptſitz ſeiner Familie, aber er beſuchte mich vielfältig; es fehlte mir nichts an meiner Bequemlichkeit, und er ſparte keine Koſten, um meine Geneſung herbei zu führen."

„Jetzt kann ich mich kürzer faſſen. In dieſen Verhältniſſen lebt' ich lange Zeit; ich erinnerte ihn zwar mehrmals, ſie durch eine prieſterliche Einſegnung ſanktioniren zu laſſen, er ſuchte aber die Erfüllung dieſes Verlangens durch manchen Vorwand in die Länge zu ziehen, und ich muß geſtehen, daß ich darauf keinen großen Werth legte; ich galt allgemein für ſeine rechtmäßige Gattin, ich erfreute mich ſeiner Liebe, und an ein ländliches, ſtilles Leben gewöhnt, ſehnt' ich mich nicht in das Gewühl einer mir fremden, größeren Welt.

„Nach und nach fühlt' ich zwar, daß des Grafen feurige Zuneigung zu mir erkaltete; es machte mir zwar manche trübe Stunde, aber ich beſchloß, mich mit Ergebung in mein Schickſal zu fügen, da er mich immer noch auf eine Art be-

handelte, die mir ſonſt keine Veranlaſſung zu Beſcherden geben konnte, und meine äußere Lage die nämliche blieb. Nur wenn ich ihn zuweilen an ſein früheres Verſprechen erinnerte, gab er ſich nicht mehr die Mühe, mir vermeintliche Hinderniſſe vorzuſpiegeln, ſondern brach das Geſpräch mit den kurzen Worten ab:

„Jetzt, liebe Marie, dächt' ich, wär' es viel zu ſpät. — Geht Dir etwas ab? — Lebſt Du nicht wie meine Gemahlin? Giltſt Du nicht dafür? — Wozu die leere Ceremonie? — Ach! dieſe Aeußerungen waren zwar ein dreiſchneidiger Dolch in meiner Bruſt, aber mein nicht ganz ſchuldloſes Gewiſſen ſagte mir, daß meine Verirrung und mein Leichtſinn, meine unüberlegte Gefügigkeit in ſeinen Willen mir das Recht geraubt hatten, auf mein Verlangen zu beharren."

„Ganz unerwartet nahm er Kriegsdienſte. Doch eh' er in's Feld zog, traf er noch ſolche Vorkehrungen, daß für meine anſtändige Subſiſtenz auf

dem Gute nach wie vor gesorgt war, und er versicherte mich bei'm Abschiede, daß er, in dem Fall des Todes, auch Vorkehrungen getroffen, die mir auf meine Lebenszeit ein hinlängliches Auskommen sicherten. Die Trennung war wenigstens von meiner Seite sehr schmerzhaft, aber auch er schien bewegt, schloß mich zärtlich in seine Arme, und seine letzten Worte waren:

„Vergiß mein nicht, liebe Marie! — So Gott will, sehen wir uns wieder!"

„Er schwang sich auf sein Roß und jagte davon. O, in der reichen Husarenuniform kam er mir noch schöner vor, als jemals."

„Ich verlebte traurige Tage, Wochen und Monate; es war mir peinlich, ihn nun nicht mehr zu sehen, ob ich mich gleich daran gewöhnt hatte, daß seine Besuche immer seltner wurden. Aber das Wiedersehen war dafür auch desto genußreicher. Jetzt schwanden mir die Tage noch einförmiger; jedoch an ein eingezogenes Leben ge-

wöhnt; übte die Zeit auch hier ihre wohlthätige Macht; ich fand mich immer mehr in diese Entbehrung, und gewann mir durch mein freundliches Benehmen, und die Bereitwilligkeit, zu helfen, wo es Noth that, immer mehr die Zuneigung der Dorfbewohner, die mich für die Gattin ihres Herrn hielten und mir die als solcher gebührende Achtung willig erwiesen."

„Ein Umstand störte indeß diese ruhige Ergebung. Der Administrator der Güter des Grafen, der mir die von ihm ausgesetzten Gelder für meine Bedürfnisse zahlen mußte, brachte mir die Nachricht, daß sein Herr in Gefangenschaft gerathen und nach der Festung M... gebracht sey. Er hatte dadurch davon Kunde erhalten, daß der Gefangene von ihm Gelder durch Wechsel verlangte. Ich bestürmte den Administrator angstvoll mit einer Menge Fragen, wann, wo und wie der Graf gefangen worden, ob er verwundet sey, oder nicht, ob er sich jetzt krank oder gesund befände? Er konnte mir über nichts Auskunft geben, als daß

er die Schlacht bei Prag nannte. Ich bat, ich beſchwor ihn: über alle meine unbeantwortete Fragen Erkundigungen einzuziehen und mir davon ſogleich Nachricht zu geben. Eine peinliche Unruhe bemächtigte ſich meiner; ich überlegte nicht, wie viel Zeit es erfodere, um Auskunft aus einem ſo weit entfernten Orte zu erhalten, und ſandte mehrmals Boten nach ihm, um ihn zu erinnern, mich doch endlich aus meiner quälenden Ungewißheit zu ziehen. Seine lakoniſche Antwort blieb immer: er habe noch nichts erfahren, und ich martérte mich mit tauſend Vorſtellungen, daß er ſchwer verwundet, verſtümmelt und in den Händen des Feindes, ohne liebreichen Beiſtand, allen erſinnlichen Widerwärtigkeiten Preis gegeben ſey. Da man Andere gewöhnlich nach ſich beurtheilt, ſo bildete ich mir ein, der Adminiſtrator ſey von der Lage des Grafen unterrichtet, aber nur aus Schonung für mich, verhehle er ſie mir, und meine finſtere Phantaſie erhielt dadurch freien Spielraum, ſich das Schrecklichſte zu malen.“

„Endlich überraſcht' er mich mit der Nachricht: der Graf ſey ausgewechſelt und würde wieder in ſein Vaterland zurückkehren. Mit ungeduldiger Sehnſucht erwartete ich den Moment, wo ich ihn wiederſehen ſollte. Eine Sorge war wenigſtens von meinem Herzen gewälzt. Er lebt! aber wie? — das war die Frage. Ich erfuhr demnächſt, daß er, ſobald er ſeine Freiheit erhalten, gerades Wegs nach Wien gereiſt ſey, dort aber krank darniederliege."

„Jetzt ließen mich Angſt und Sehnſucht keine Ruhe, mich zu einer Reiſe nach Wien zu entſchließen. Ich mußte mich ſelbſt überzeugen, ob er zerfetzt, oder verſtümmelt, und wie er krank ſey; ich wollt' ihn hegen und pflegen, denn ich war überzeugt, daß Keiner dieß mit ſo vieler Liebe und Ausdauer verrichten könnte, als ich."

„Ich ließ mich von dem Gute nach der erſten Poſtſtation fahren. Der Knecht hatte mich dem Poſthalter als Gräfin von M—y genannt. So

wurd' ich von ihm begrüßt, und ich ließ mir dieß um so mehr gefallen, weil ich in Gegenwart des Knechts dieser Angabe zu widersprechen Bedenken trug. Unter diesem Namen kam ich nach Wien; ich erkundschaftete bald den Grafen; ich fand ihn zu meiner Freude weder blessirt, noch verstümmelt, aber bettlägerig. Meine unerwartete Erscheinung war ihm ebenfalls erfreulich; er entbehrte einer treuen, theilnehmenden Pflegerin. Diesem Geschäfte unterzog ich mich mit dem größten Eifer, und es zeigten sich auch die wohlthätigen Wirkungen davon; er genas völlig. Auch hier galt ich in seiner Wohnung für seine Gemahlin; es war ihm lieb, als er erfuhr, wie ich unter diesem Namen zu ihm gereist sey, und er bestand darauf, ihn beizubehalten, weil ein solches Verhältniß, wie zwischen uns statt fand, strenge verpönt, und sowohl ihm, als mir, viele Unannehmlichkeiten zuziehen könnte. Entscheiden Sie selbst, mein Herr! was konnt' ich unter solchen Umständen anders thun, als mich in seinen Willen zu fügen?"

Der

Der Inquirent hatte die Gräfin mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Sie erzählte diesen Roman, auf den sie sich sorgfältig vorbereitet, so gefaßt und bestimmt, und beantwortete auch einige Querfragen desselben so unverfänglich, daß er Alles für Wahrheit nahm.

Er diktirte darüber seinem Protokollführer eine ausführliche Verhandlung, und nachdem er solche der Gräfin mit deutlicher und lauter Stimme langsam hatte vorlesen lassen, und sie erklärt, daß sie dawider nichts zu erinnern habe, mußte sie selbige unterschreiben.

Er glaubte, daß der Thatbestand jetzt hinlänglich erörtert und erwiesen sey. Hiernach machte er seine Relation, mit Einreichung der Akten, an den Justizminister, an den die Kaiserin die dießfällige Kabinetsordre erlassen hatte.

Der Bericht des Letzteren an die Monarchin enthielt eine gedrängte Erzählung, wie der Graf von M—y, als er in M... gewesen, sich um die

Hand des Fräuleins Amalie von T..., der Klägerin, beworben, und wie er, nachdem ſie ihm ihr Jawort gegeben, durch einen lutheriſchen Geiſtlichen kopulirt worden ſey. Was hingegen die Angabe der Klägerin, daß der Graf bereits verheirathet ſey, beträfe, ſo habe ſich erwieſen, daß ſie von der Klägerin ohne Grund, durch die Vorſpiegelung des Grafen in ſeinem Briefe dazu veranlaßt, fälſchlich behauptet worden ſey. Es habe ſich ermittelt, daß er zwar mit einer Maria von B—y ſeit einer Reihe von Jahren in einer ungeſetzlichen, genauen Verbindung gelebt und noch lebe, aber eine Ehe zwiſchen Beiden habe nie ſtatt gefunden.

Unter ſolchen Umſtänden fiele das dem Grafen von M—y angeſchuldigte Verbrechen der Vielweiberei weg, und da die Klägerin nicht nach dem Ritus der römiſch-katholiſchen Kirche mit dem Verklagten ein Ehebündniß geſchloſſen, ſo könne man ſolches wol nicht für gültig halten, und der Klägerin höchſtens eine angemeſſene Geldentſchädigung

zuerkennen. Dahingegen habe ſich die Maria von B — y einer ſtrengen Strafe ſchuldig gemacht, daß ſie ſich, dem erlaſſenen Verbote entgegen, nicht nur in ein ſo unſittliches Verhältniß mit dem Grafen eingelaſſen, ſondern ſich auch erfrecht, deſſen Namen zu führen und ſich für ſeine rechtmäßige Gattin auszugeben. Auf ein ſolches Verbrechen ſtände zehnjährige Zuchthausſtrafe.

Da die Kaiſerin vor der Entſcheidung ausdrücklich Bericht verlangt habe, ſo ſtelle er nun allerunterthänigſt anheim: was Allerhöchſtdieſelben darüber zu beſchließen geruhen wollten.

Maria Thereſia, die Wahrheit dieſes Berichts nicht bezweifelnd, theilte jedoch nicht ganz die Anſicht des Berichterſtatters. Sie entrüſtete ſich ſehr über des Grafen Hinterliſt, die er ſich gegen das Fräulein Amalie von T... zur Befriedigung ſeiner unedlen Leidenſchaft erlaubt hatte, und ihr Gefühl von Recht und Billigkeit widerſprach der ſophiſtiſchen Beſchönigung, ihn von den

Verpflichtungen los zu ſprechen, die er durch das geſchloſſene Ehebündniß mit ihr eingegangen war. Sie erklärte dieß auch in dem Kabinetsbeſcheide, und beſtimmte, daß der Graf das Fräulein Amalie von T... für ſeine rechtmäßige Gattin anerkennen, und, um alle etwanige Zweifel darüber zu beſeitigen, eine neue Kopulation nach dem Ritus der katholiſchen Kirche ſtatt finden ſolle, nachdem ihm zuvor noch ein ſtrenger Verweis über ſeine unſittliche Aufführung zu ertheilen ſey, und höchſt erbittert über die rechtmäßige erſte Gemahlin des Grafen, in der ſie nur eine feile Dirne ſah, trat ſie dem Gutachten des Berichterſtatters bei und verurtheilte ſie zu einer zehnjährigen Zuchthausſtrafe.

Sobald der Miniſter dieſe unmittelbare Entſcheidung der Kaiſerin erhalten hatte, wurde dem gemäß das Erfoderliche verfügt. Das Erſte war ein Befehl an den Zuchthausinſpektor, die Maria von B—y als Sträflingin in ſolches aufzunehmen, und eine Verfügung an die Polizeibehörde,

die Verurtheilte ſogleich zu verhaften und in dieſe Strafanſtalt abliefern zu laſſen.

Dem Grafen wurde in ſeinem Gefängniß die Entſcheidung der Kaiſerin publicirt, und, um gewiß zu ſeyn, daß er die Erfüllung der ihm aufgelegten Verpflichtung nicht verzögere und durch Winkelzüge zu umgehen ſuche, angedeutet, daß er nur erſt, wenn die Kopulation mit dem Fräulein Amalie von T... durch einen dazu beauftragten Prieſter vollzogen ſey, ſeine Freiheit erhalten könne, mithin ſolche in der Kapelle des Gefängniſſes erſt geſchehen müſſe, und die Supplikantin erhielt von dieſer Allerhöchſten Entſcheidung zu ihrer Achtung Nachricht, und wurde wegen der Trauung an den Kriminalrichter verwieſen, von dem ſie das Nähere erfahren könne.

Der Graf, der ein weit härteres Urtheil erwartet hatte, war mit dieſer Beſtimmung ſehr zufrieden, und nahm von dem Kriminalrichter den ihm auf allerhöchſten Befehl eben nicht in den

ſchonendſten Ausdrücken ertheilten Verweis ruhig hin, überzeugt, daß er eine ſo glückliche Wendung ſeiner höchſt gefährlichen Lage nur dem aufopfernden Edelmuth ſeiner erſten Gemahlin zu danken habe, und da der Richter ſolcher mit keiner Sylbe erwähnte, konnte er nicht umhin, zu fragen: und was iſt über Maria von B—y beſchloſſen worden?

„Das iſt eine Sache für ſich," antwortete der Richter: „die wird ihren Lohn ſchon bekommen."

Dem Grafen fiel dieſe kurze, barſche und unbefriedigende Antwort auf; er verſprach ſich davon nichts Gutes für ſeine Retterin, aber ſo ſchrecklich ſtellte er ſich doch ihr Loos nicht vor, und ſein Leichtſinn überredete ihn, daß er ihr die Widerwärtigkeiten leicht würde vergüten können. Er beruhigte ſich bald darüber, und wünſchte nur ſo ſchnell als möglich mit dem Fräulein Amalie von T... auf's neue nach dem katholiſchen Ritus getraut zu werden, um endlich aus einer Gefan-

genſchaft zu kommen, wo er ſo viele Angſt und tödtliche Langeweile erlitten, und alle die Zerſtreuungen und Vergnügungen, in denen er nur lebte und webte, ſo lange hatte entbehren müſſen.

Auch Amalie ſäumte nicht, den ſo mühſam errungenen Vortheil zu benutzen, wodurch ſie zwar ſich kein Herz zu eigen gemacht, aber doch unbeſtreitbar die Rechte und Vorzüge einer Gattin des Grafen von M—y erworben, ihre verletzte Ehre gerettet und die Läſterzungen zum Schweigen gebracht hatte.

Ihre erſte Zuſammenkunft mit dem Grafen in dem Gefängniß war daher noch mehr als kalte Gleichgültigkeit. Er ſah in ihr nur eine unverſöhnliche Verfolgerin, die der Befriedigung ihrer Rache, ihres Stolzes und ihrer Sucht zu glänzen, Alles aufzuopfern im Stande ſey; ſie in ihm nur einen hinterliſtigen Wüſtling, der Schwüre und die heiligen Gebräuche der Religion nur für ein Kinderſpiel hielt, wenn er durch deren Hülfe ſeine

ſträflichen Abſichten erreichen könnte. Beide warfen ſich zornige und verächtliche Blicke zu, und es erfolgte eine lange Pauſe, ehe Einer von ihnen zu ſprechen begann.

Endlich brach der Graf dieß unheimliche Schweigen und ſprach mit höhniſchem Lachen:

„Ich gratulire! Sie haben Ihren böſen Willen durchgeſetzt, aber ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, es ſoll Ihnen keine gute Früchte tragen. Ich werde mich dem Befehl Ihro Majeſtät der Kaiſerin-Königin fügen; ich würde jedoch ein großer Thor ſeyn, wollt' ich eine kurze und leichte Sklaverei für eine lange und ſchwerere vertauſchen, ſtünd' es nicht in meiner Macht, das mir auferlegte Joch abzuſchütteln. Sie werden durch eine zweite prieſterliche Einſegnung mit mir ehelich verbunden werden. Sie erhalten dadurch den Rang meiner Gemahlin, dürfen meinen Namen führen, auch werd' ich ſolche Vorkehrungen treffen, daß Sie ſtandesmäßig leben können — dieß bin ich

meiner Ehre ſchuldig — aber nichts in der Welt ſoll mich dazu zwingen, ein gemeinſchaftliches Haus mit Ihnen zu machen. Jeder von uns mag ſeinen eigenen Weg gehen.“

Herr Graf, verſetzte Amalie ſtolz: Sie kommen meinen Wünſchen hierin nur zuvor. Ich erwiedere daher Ihren Glückwunſch mit einem Dank. Hätt' es meine Ehre nicht erfodert, meine Anſprüche als Ihre Gemahlin geltend zu machen, würd' ich nie auf den Gedanken gekommen ſeyn, klagbar zu werden, denn ich kenne kein größeres Unglück, als die Gattin eines Mannes zu ſeyn, den man wegen ſeiner Denkungsart und Handlungen nicht achten kann.

„Das ſind Allotria,“ unterbrach der Kriminalrichter dieſes Geſpräch: „zur Hauptſache. Der Pater wartet mit den Zeugen in der Kapelle; ich muß bitten, ſich ohne lange Expektorationen mit mir dahin zu verfügen, damit er ſein Amt verrichte, und Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät berichtet werden kann,

daß ihrem allergnädigsten Befehle Gehorsam geleistet worden. Hernach haben Sie immer noch Zeit genug, sich wechselseitig Fleuretten zu sagen."

Das Paar ging in Begleitung des Richters in die Kapelle. Nie ist wol eine Ehe, wo Braut und Bräutigam mit einem solchen gegenseitigen Widerwillen vor dem Altar standen, geschlossen worden. Seine Blicke schweiften links, die ihrigen rechts, und Beide hüteten sich sorgfältig, sich mit solchen zu begegnen. Sein: Ja ertönte laut, wie ein Trotz, und das ihrige wie ein Triumphruf.

Nach Beendigung der Kopulation sagte der Richter zu dem Grafen mit einer Verneigung:

„Sie sind nun frei, Herr Graf, und können gehen, wohin es Ihnen beliebt."

Sehr wohl, erwiederte dieser, und ohne sich um Amalien zu bekümmern, schritt er mit raschen Tritten zur Thür hinaus. Sie folgte ihm langsam nach. Er hatte seinen Zweck erreicht, ihr wehe zu thun, und diese schnöde Behandlung verwun-

dete ihren Stolz aufs tiefſte. Mit Wuth im Herzen kehrte ſie in ihre Wohnung zurück, feſt entſchloſſen, ihre Anſprüche auf ihn, als ihren rechtmäßigen Gemahl, durch alle ihr zu Gebote ſtehende Mittel geltend zu machen.

Der Graf begab ſich nach ſeiner Wohnung. Wie erſchrak er aber, als er Marien dort nicht fand, und von dem Hauswirth erfuhr, daß die Polizei ſie verhaftet habe, um ſie in das Zuchthaus abzuliefern. Er hielt es für ein leeres Gerücht und eine nur zu gewöhnliche Uebertreibung von Stadtneuigkeiten. Er eilte ſogleich wieder fort, um zu erfahren, wie viel an dieſer Nachricht Wahrheit ſey. Zu ſeinem noch größern Schreck erfuhr er, daß man ihn nicht zu viel geſagt habe. Er ging zu ſeinem Rechtsbeiſtand, dem Notar, und fragte dieſen: was nun zu thun ſey, um ein ſo ſchreckliches Schickſal von der Unglücklichen abzuwenden?

Der Befragte zuckte die Achſeln und erwiederte:

„Leider giebt es dazu keins, wenn Sie sich nicht selbst dem Schaffott überliefern wollen. Der Zurücknahme Ihrer ersten Aussage, die Ihre Gemahlin bestätigt hat, würde man keinen Glauben beimessen, und zur Ermittelung der Wahrheit, falls man sich darauf einließe, Jahr und Tag vergehen, unter dieser Zeit aber keine vortheilhafte Aenderung in der Lage Ihrer Gemahlin eintreten, zumal wenn sie bei ihrer ersten Aussage standhaft beharrt, und das trau' ich jetzt ihrem Charakter zu. Sie verbindet mit dem weichsten weiblichen Herzen die Energie eines Helden. Sie ist fest entschlossen, die Märtyrin ehelicher Zärtlichkeit und Anhänglichkeit zu werden, und sie wird diesen Entschluß durchsetzen. Mein Rath ist, sich jetzt ganz ruhig zu verhalten, bis die Sache, die noch in zu frischem Andenken, vergessen ist, und dann Ihre Konnexionen zu benutzen, eine Begnadigung zu erwirken."

Anfänglich sträubte sich zwar der Graf gegen diesen Rath, den er unmenschlich nannte, aber die

ruhige Beharrlichkeit seines Rechtsfreundes behielt die Oberhand. Solche Gefühle edler Art waren nur flüchtige Aufwallungen, die schneller verrauchten, wie ein Champagnerrausch, und den Ausschlag gab die bestimmte Versicherung, daß er die Freiheit seiner Gemahlin nur mit seinem Leben auf dem Blutgerüste erkaufen könne.

„Auf die Begnadigung der Kaiserin rechnete ich schon früher nicht, jetzt aber, wenn sie das Gewebe des Lugs und Trugs erfährt, wozu Sie sich auf Kosten Ihrer rechtmäßigen Gemahlin haben verstehen können, ist gar nicht daran zu denken," sagte der Notar zu ihm.

Auf sich selbst zürnend, aber noch erbitterter auf Amalien, kehrte er nach seiner Wohnung zurück. Er versank in Nachsinnen, auf welche Weise er seine ihr kurz vor der Trauung gemachte Erklärung in's Werk setzen sollte, als sich bei ihm der Kaiserlich-Königliche Notarius Haberle melden ließ, dessen Namen er noch nie gehört hatte.

Vorgelaſſen trat eine lange, dürre Figur, in einem barocken, altfränkiſchen Anzuge, mit einer großen, weißgepuderten Perücke, langſam mit ſteifen, abgemeſſenen Schritten in das Zimmer. Es war ein ſchon bejahrter Mann. Nach drei tiefen, ziemlich unbeholfenen Bücklingen, ſprach er zu dem Grafen in einem ſchleppenden und pathetiſchen Tone:

„Dero Frau Gemahlin hochgräfliche Gnaden ſenden mich zu Ew. hochgräflichen Gnaden, indem vorwohlgedachte Frau Gräfin mich dazu zu bevollmächtigen geruht: Hochdero Gerechtſame gegen Ew. hochgräflichen Gnaden wahrzunehmen und zu vertreten. Behufs der Legitimation, daß ich zu ſothanem Geſchäfte autoriſirt und befugt bin, erlauben mir Ew. hochgräflichen Gnaden, daß ich Hochdenſelben meine in aller Form Rechtens ausgefertigte Vollmacht gehorſamſt präſentiren darf.“

Er zog nun einen großen Bogen Papier aus der Taſche.

Sie kommen mir recht erwünscht, erwiederte der Graf, den Unbekannten vom Kopf bis zu den Zehenspitzen messend; und wenn meine mir aufgedrungene Frau Gemahlin annehmliche Foderungen macht, so ist sie sicher, daß ich ihr keine Hindernisse in den Weg legen werde. Ich will ihr gern so viel als möglich zugestehen, wenn ich nur das Vergnügen habe, sie nie wiedersehen zu dürfen.

„Das wird sich machen," meinte der Notarius: „das ist auch der gnädigen Frau Gräfin Wunsch, und darin scheinen Hochdieselben mit ihr zu sympathisiren."

Nur kurz! Herr Notarius! unterbrach ihn der Graf: die Sache ist mir so fatal, daß ich je eher, desto lieber, nichts weiter davon hören möchte.

„Wie Ew. hochgräflichen Gnaden befehlen, und wie es bei sothanen Umständen thunlich, ohne meiner gnädigen Frau Klientin etwas zu vergeben, welches wider Pflicht und Gewissen laufen würde."

So lassen Sie doch endlich hören, was Sie eigentlich von mir verlangen?

„Der Ordnung und Deutlichkeit wegen hab' ich es hier zu Papier gebracht." Der Notarius zog ein neues Papier aus seiner Weste, wo er es zwischen dieser und dem Hemde stecken hatte. „Wenn Ew. hochgräflichen Gnaden es zu lesen belieben wollen, so werden Hochdieselben finden, daß alle Punkte darin in Paragraphen sorgsam von einander abgesondert, nichts Unbilliges enthalten, und bei einer von Ew. hochgräflichen Gnaden nicht zu hoffenden Weigerung, die richterliche Entscheidung zu Hochdero Frau Gemahlin Gunsten ausfallen müßte."

Geben Sie her! rief der Graf verdrießlich aus, und riß ihm ungestüm das Papier aus der Hand. Ich will Ihren Worten trauen, ob ich Sie gleich gar nicht kenne, und blindlings den Wisch unterschreiben, damit ich von dieser mir in der Seele verhaßten Sache weiter nichts höre.

„Das

„Das muß ich ſubmiſſeſt depreciren!“ verſetzte der Notarius, ohne aus ſeiner pedantiſchen Ruhe zu kommen, obgleich ihm das Wort: Wiſch ſehr verſchnupfte, wie das lebhafte Spiel ſeiner Geſichtsmuskeln verrieth; „Ich darf kein Protokoll, keine Punktation, kein Inſtrument, es möge Namen haben, wie es wolle, unterſchreiben laſſen, ehe und bevor derjenige, der es unterſchreiben ſoll, es geleſen, oder ehe es ihm vorgeleſen worden und er es in allen Punkten genehmigt hat. Dann nur erſt kann er es mit ſeiner Namensunterſchrift gut heißen, oder falls er des Schreibens unerfahren ſeyn ſollte, mit drei Kreuzen verſehen.“

Mein werther Herr Notarius, rief der Graf aus: Sie mögen ſehr gründlich ſeyn, aber Sie ſind auch ſehr langweilig.

„Unterthänigſt aufzuwarten, das bringt unſer Amt ſo mit ſich. — Haben Sie die Gewogenheit, die Punktation mit Bedacht zu leſen. Ich laſſe Ihnen dazu Zeit bis morgen, ja ſelbſt bis über-

morgen. Gut Ding will Weile haben. Dann sind Sie wol so gnädig, mir Ihre Meinung darüber schriftlich oder mündlich zu wissen zu thun. Meine Wohnung ist unter meinem Namen angemerkt. Sind Sie damit einverstanden, desto besser! Dann fertigen wir zwei ganz gleichlautende Instrumente aus. Das eine unterschreiben Hochdieselben und bedrucken es mit Ihrem hochgräflichen Wappen, das andere wird in eben der Art von Hochdero Frau Gemahlin unterschrieben und besiegelt, und nach geschehener Austauschung dieser Instrumente ist mein Geschäft beendigt."

Es soll Alles geschehen, wie Sie es wünschen, aber nun lassen Sie mich auch ungehudelt.

Verdrießlich mit dem Fuß stampfend, kehrte der Graf den Notarius den Rücken zu, und dieser beurlaubte sich mit einem tiefen Bückling und den Worten:

„Ich empfehle mich zu Gnaden!"

Amalie hatte sich, da ihr der Notarius bemerklich gemacht, daß nach römisch-katholischen Kirchengesetzen eine förmliche Scheidung nicht statt finden könne, sondern nur eine Trennung von Tisch und Bette, von dem Grafen ein jährliches Einkommen von 8000 Fl. auf ihre Lebenszeit ausbedungen, welche er vierteljährlich vorausbezahlen sollte, mit der Bestimmung, daß solche auf die Güter desselben dergestalt hypothecirt würden, daß sie wegen deren Zahlung auch nach dessen vor ihr erfolgenden Tode gesichert sey. Dagegen entsagte sie allen weitern Ansprüchen an ihn, gegen die Erlaubniß, daß sie dieses Jahrgehalt unbeschränkt an jedem ihr beliebigen Orte verzehren könne.

Der Graf war mit diesem Anerbieten sehr zufrieden, er erklärte es dem Notarius schriftlich, die dießfälligen Instrumente wurden ausgefertigt, und Amalie kehrte damit und mit einem Trauschein des Paters in ihre Heimath zurück, um dort als Gräfin von M—y gegen diejenigen das Näschen recht hoch zu tragen, die über

ſie, nach der Flucht des Grafen, ſo lieblos geur-theilt und ſich ihres Unglücks gefreut hatten.

Ihr Schickſal hatte dadurch eine günſtigere Wendung genommen; aber deſto bejammernswer-ther war das der großmüthigen Retterin des Gra-fen. Sie wurde in die Straf- und Beſſerungs-anſtalt abgeliefert. Nach den Aeußerungen des Notars hatte ſie zwar eine Demüthigung und Zu-rechtweiſung für ihren erdichteten Fehltritt erwar-tet, aber nicht ein ſolches hartes Urtheil. Bei deſſen Bekanntmachung verlor ſie das Bewußt-ſeyn. Das machte aber wenig Eindruck auf die-jenigen, welche ſie an den Ort ihrer Beſtimmung abführen ſollten. Kaum wieder zu ſich ſelbſt ge-kommen, ſchleppte man ſie in das Zuchthaus und übergab ſie dem Verwalter deſſelben.

Glücklicher Weiſe war dieß ein Mann, der auch auf einem ſolchen Poſten, wo man die Men-ſchen faſt nur in ihrer tiefſten Verſunkenheit ken-nen lernen kann, doch nicht nach und nach für das

Gefühl des Mitleids und des Erbarmens abgestumpft worden war. Zuweilen hatte er doch unter den Sträflingen Einige gefunden, die unter andern Verhältnissen nie so tief hätten sinken können, um auf solche Art von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen zu werden, die eine Reihe unvorherzusehender Umstände in das Verderben gestürzt, die ein Moment der aufgeregten Leidenschaft zu einem Vergehen gereizt, das sie, zur ruhigen Besinnung gekommen, selbst verabscheuten, deren Herzen noch für edle Gefühle empfänglich waren. Die Erfahrung vieler Jahre hatte seine Menschenkenntniß fast bis zur Untrüglichkeit geläutert. Hiernach richtete sich auch, mit strenger Unpartheilichkeit, sein Benehmen gegen die Gefangenen, und er unterschied die verstockten, gegen Ehre und Schande gleichgültigen Verbrecher von denen, die Leidenschaft, Verführung und Leichtsinn auf Abwege geführt hatte; die schamlosen Dirnen von der durch alle Künste der Verführung gefallenen Unschuld. Seinem Scharfblick entging es

nicht, daß die Neuangekommene vollgültige Ansprüche auf seine Milde habe. Die holde, ruhige Miene, die fromme Ergebung in ihr Schicksal, verriethen ihm bald, daß sie seiner Theilnahme würdig sey. Es war keine reumüthige Magdalene, wie er oft schon unter seiner Aufsicht gehabt, er ehrte in ihr ein unglückliches Opfer, so deutlich sprach sich in ihrem ganzen Wesen ein stilles Selbstbewußtseyn aus. Weit entfernt, mit zudringlicher Neugier ihr Geheimniß erforschen zu wollen, suchte er nur durch sein Benehmen ihr Vertrauen zu gewinnen. Die Gräfin erkannte dieß dankbar; doch so viel Vertrauen sie ihm bewies, so lüftete sie doch nie den Schleier eines Geheimnisses, wodurch sie den Grafen noch immer in's Verderben stürzen und sich das so schwer errungene Verdienst um seine Rettung selbst hätte rauben können. Der Zuchthausverwalter Preſtle gewann die Gräfin so lieb, daß er sie wie ein Glied seiner Familie behandelte; sie wurde seine tägliche Tischgenossin und die Freundin seiner Freunde und

Verwandten. Er ging sogar so weit, daß er sie an Besuchen bei seiner Familie und seinen Bekannten Theil nehmen ließ, und sie, um sie aufzuheitern, auch wol in ein Schauspielhaus führte, und sie mit ihm oder seiner Familie einem Feuerwerk beiwohnen durfte.

Der Graf hatte sich, nachdem er sich von Amalien los gemacht, seinem früheren wüsten Leben wieder ganz hingegeben. Geflissentlich suchte er jeden Gedanken an seine erste Gemahlin zu unterdrücken. Es liegt in dem Charakter solcher Wüstlinge, Alles zu entfernen, was sie aus ihrem Taumel ziehen könnte, und die Erinnerung an Dinge zu unterdrücken, welche nie ohne Vorwürfe des nie ganz einzuschläfernden Gewissens erweckt werden.

So waren zwei Jahre verflossen, als Amalie starb. Die Nachricht von ihrem Tode kam ihm sehr erwünscht; sie entband ihm von der Verpflichtung zur Zahlung von 8000 Fl. jährlich, und

was ihm noch angenehmer war, er bekam dadurch bei seinen galanten Abenteuern freiern Spielraum. Die Art und Weise, wie er aus einem ledigen, jungen Mann zum Ehegatten gemacht worden, hatte in Wien so viel Sensation erregt, daß man, zu seinem großen Verdruß, noch immer davon sprach. Er hatte dadurch die Celebrität eines Pamphletschreibers erhalten, auf den man mit Fingern zu deuten pflegt, als symbolischer Kommentar des Sprichworts: Hic niger est, hunc tu romano caveto.

Sobald er nur einen glaubhaften Todtenschein in Händen hatte, ließ er nicht nur den Tod seiner Gemahlin in den Zeitungen bekannt machen, sondern legte auch die Trauer um sie an.

Der Graf hatte sich lange um die Gunst einer schönen, jungen Wittwe, der Frau von R..., beworben. Sie hatte ihn bei jeder Gelegenheit, wo er die Schranken der in der großen Welt sanktionirten Galanterie nur um ein Haar breit zu über-

ſchreiten wagte, immer warnend gefragt: „Herr Graf, haben Sie vergeſſen, daß Sie vermählt ſind?“ — Er folgerte daraus, daß ſeine Ehe das einzige Hinderniß ſey, und mit kecker Zuverſicht begann er mehr, als je, ihr den Hof zu machen. Sie behandelte ihn jedoch eben ſo kalt.

Meine Gnädige! rief er aus: Sie ſind mir ein Räthſel! Sonſt, wenn ein unwiderſtehliches Etwas mich zu Ihnen hinzog, und ich meinem gepreßten Herzen Luft machen wollte, erinnerten Sie mich immer daran, daß ich in das Joch des Eheſtandes geſpannt ſey; jetzt, da dieß Joch von meinen Schultern genommen, bleiben Sie eben ſo unempfindlich und taub, wenn ich Sie um Ihr Herz und Ihre Hand bitte. Die Gewährung dieſer Bitte würde mich zu den Glücklichſten aller Sterblichen machen.

„Herr Graf,“ erwiederte Frau von R... mit ernſter Würde: „dringen Sie nicht in mich, Ihnen

dieß Räthſel zu löſen, und erſparen Sie ſich und mir darüber eine Erörterung.“

Der Graf, der die Weiber nur von der Schatten-, nicht aber von der Licht-Seite kannte, ſah in der Weigerung der ſchönen Wittwe nur eine erkünſtelte Prüderie, um ihn dadurch noch feſter an ihren Triumphwagen zu feſſeln und der Gewährung ſeines Wunſches einen noch höheren Werth zu geben. Er drang alſo noch ungeſtümer in ſie, ihn aus ſeiner peinlichen Unruhe zu ziehen, und ihm das Räthſel zu löſen.

„Sie beſtehen darauf, Herr Graf! es ſey auf Ihre Gefahr. Ich hab' und werd' es nicht vergeſſen, wie Sie Ihre verſtorbene Gemahlin hintergehen wollten, und wie ſie ihre Rechte ſich mühſam hat erkämpfen müſſen. Wer iſt mir Bürge dafür, daß nicht eine Andere, eben ſo von Ihnen überliſtet, früher oder ſpäter auftritt, und ihre Anſprüche an Sie geltend macht?“

Meine Gnädigſte! welch' ein Argwohn!

„Sicherheit iſt die Mutter der Weisheit, das hab' ich oft gehört, und wie können Sie von mir verlangen, Herr Graf! daß ich Ihren Worten Glauben beimeſſen ſoll, da Sie kein Bedenken getragen, heilige Schwüre zu verletzen. Liebe ohne Vertrauen kann ich mir nicht denken, und ich erklär' es Ihnen freimüthig, das kann ich Ihnen nicht ſchenken. Den Mann, dem ich mein Herz und meine Hand gebe, muß ich achten können, und fragen Sie ſich ſelbſt, ob Sie darauf Anſprüche zu machen berechtigt ſind?"

Der Graf ſtand zermalmt und lautlos vor ihr; den Verweis des Kriminalrichters hatte er mit einer ſtoiſchen Gleichgültigkeit angehört, dieſe Worte fuhren ihm wie ein elektriſcher Schlag durch die Seele. Die Auflöſung des Räthſels war fürchterlich; er ſah auf einmal, auf welcher niedrigen Stufe er, bei ſeinem hohen Rang und ſeinen Reichthümern, in der bürgerlichen Geſellſchaft bei den Beſſeren ſtand.

Er verſuchte einige unverſtändliche Worte zu ſtammeln.

„Erſparen Sie ſich die Mühe, Herr Graf, ſich gegen mich zu entſchuldigen, denn rechtfertigen können Sie ſich doch nicht. Sie kennen nun meinen Entſchluß, er iſt unerſchütterlich, und ich hoff' und wünſche, mehr Ihret-, als meinetwegen, daß Sie mich künftig mit ſolchen Anträgen verſchonen werden."

Sie verneigte ſich, und wie ein Wüthender ſtürzte er aus dem Zimmer.

In ſeinem Herzen tobten alle Leidenſchaften; unbefriedigte Wünſche, und das Gefühl einer ſolchen Demüthigung, das um ſo zermalmender war, als er ſich nicht verhehlen konnte, daß er ſie verdiene.

Er griff zu dem in ſolchen Fällen oft gebrauchten Mittel, ſeine Unruhe in dem Strudel von Zerſtreuungen und im Zirkel gleichgeſinnter Wüſtlinge zu erſticken. Er ging von einem Theater

in das andere, nirgend hatte er Ruhe; ein Konzert war an dieſem Tage angekündigt; er löſete ſich, faſt am Schluß deſſelben, noch eine Einlaßkarte. Kaum in den Saal getreten, ſah er die Wittwe, die ihm einige Stunden zuvor einen ſo ſchnöden Korb gegeben hatte; ſie trieb ihn, wie ein Geſpenſt, fort.

Wohin? fragte ihn der Baron von Z..., als er ihm auf der Straße begegnete.

„Was weiß ich's!" erwiederte ihm der Graf verdrießlich.

Du biſt heut eben nicht von roſenfarbigem Humor, ſprach der Baron: da muß man ſich die Grillen vertreiben; und indem er ihn unter den Arm faßte, ſetzte er hinzu: komm' mit zu Androſſi, es ſind noch einige unſerer Bekannten da, wir wollen einmal einen vergnügten Abend haben.

Faſt willenlos ließ ſich der Graf zu dem Italiener ſchleppen. Er fand dort mehrere junge Leute,

die, wie er, nur in ſinnlichen Genüſſen einen Werth ſetzten.

Während man ſich mit Leckerbiſſen den Gaumen kitzelte und wacker zechte, drehte ſich die ſchale Unterhaltung um Tagesneuigkeiten aus der ſkandalöſen Chronik ihrer Bekanntſchaft; man prahlte mit ſeinen Liebesabenteuern, auch wol mit ſeinen Schulden, und die Witzigſten gaben einige unſaubere Wortſpiele, zum Theil Zoten zum Beſten, die Bürger ſchwerlich den Beinamen: ſüßkandirt, gegeben haben würde.

Der Graf war heute, wider Gewohnheit, ſehr wortkarg; ſeine Unterhaltung mit der Frau von R... ging ihm noch immer im Kopfe herum; er war zerſtreut, hörte nur mit halbem Ohr, was man ſprach, und wenn die Andern in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen, verzog er keine Miene; deſto öfter ſtürzte er aber ein Glas Wein nach dem andern hinunter, um ſeinen Unmuth und ſeine Verſtimmung zu vertreiben. Wurde er gleich be-

rauſcht, ſo verlor ſich doch dadurch nicht der Aerger, der in ſeinem Innern tobte, er wurde vielmehr noch ſichtbarer.

Du ſitzeſt ja da, wie ein Karthäuſer! rief ihm der Baron von Z... zu.

„Er ſpricht kein lautes Wort," ſagte ein Anderer: „er iſt wol gar ein Trappiſt geworden. Ha ha ha!"

Alle belachten, auf dieß Signal, dieſen ſeynſollenden witzigen Einfall.

„Ihr habt gut lachen," meinte der Graf verdrießlich: „mir iſt aber gar nicht lächerlich zu Muthe."

Sind die Gelder ausgeblieben? fragte der Eine: Der runde, grüne Tiſch wird Geld gekoſtet haben, meinte ein Anderer.

Mürriſch ſchüttelte der Graf den Kopf.

Ein verunglücktes Rendezvous? fragte ein Dritter: nicht wahr, ich hab's errathen? Darum ließ

ich mir kein graues Haar wachsen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

„Er ist wol gar ernsthaft verliebt!“ rief der Rittmeister von G... aus.

Der Graf stutzte und fixirte den Rittmeister mit einem von Wein und Verdruß glühenden Blick.

„So ist's!“ schrieen jetzt mehrere Stimmen.

Was gilt die Wette, es ist die schöne R..., die hat er schon lange auf's Korn gehabt, meinte der Baron von Z..., und ihm zutraulich auf die Schulter klopfend, setzte er hinzu: läugn' es nur nicht! — Hübsch ist sie, aber mein Geschmack wär's nicht. Das ist eine eiskalte Tugendprinzessin.

„Du hast Recht!“ rief der Graf, von seinem Stuhl aufspringend, aus, und stampfte dabei mit dem Fuße, daß [illegible] auf dem Tische klirrten.

„Lieber

„Lieber Graf! warum ſo zornig?“ nahm der Kammerherr von F... das Wort: „Hat ſie Ihnen einen Korb gegeben, ſo laſſen Sie ſie laufen.“

Bei dieſen Worten wurde des Grafen weinglühendes Geſicht ſo roth, als wenn es mit Blut übergoſſen worden.

Richtig! ſchrieen Alle: der arme Graf iſt ſo mißmüthig, weil er mit einem Korb heimgeſchickt worden. Das iſt ihm ſchon ganz recht, warum kommt er auf eine ſo einfältige Idee?

„Glauben Sie es mir, lieber Graf,“ äußerte ſich der Kammerherr: „Sie meint es beſſer mit Ihnen, als Sie ſich einbilden. Sie will Sie nicht Ihrer goldnen Freiheit berauben.“

Der Graf, in deſſen Innern es kochte, platzte wüthend heraus:

„Den Teufel mag ſie es gut meinen. Ich möchte nur wiſſen, wo ſie die Nachricht her hat, daß ich ſchon verheirathet bin?“

Geweſen, lieber Freund! Tempi passati. Das ſind odiosa, davon muß man nicht ſprechen.

„Nein! Nein!“ ſchrie der Graf unüberlegt: „daß ich's noch bin! Das iſt's eben, was mir ſo im Kopfe herumgeht.“

Viele gaben ſich Winke, um ſich zu verſtehen zu geben, daß ſie den Grafen für betrunken hielten; nur dem Kammerherrn fiel dieß Benehmen auf, und er dachte: Trunkner Mund, wahrer Mund.

Der Graf hatte ihm vor geraumer Zeit den Rang bei einer ſchönen Tänzerin abgelaufen, da ſie für den Metallreiz ſehr empfänglich war, und des Kammerherrn ziemlich zerrüttete Finanzen ihm nicht erlaubten, ſich ſo freigebig zu beweiſen, wie der Graf. Er hegte, trotz dem, daß ſein drittes Wort: lieber Graf, war, doch einen eingewurzelten heimlichen Groll gegen dieſen.

Wie ein Blitz zuckte es durch ſeine Seele, daß der Graf vor einigen Jahren wegen Bigamie in

Unterſuchung geweſen ſey, und daß er wol Mittel gefunden haben könnte, ſich aus dem Netze der Juſtiz wieder frei zu machen, da in ihm bekanntlich nur die kleinen Fliegen hängen bleiben, die großen aber durchſchlüpfen.

Er bot nun Alles auf, um über die verfängliche Aeußerung des Grafen, die ihm im Rauſch und Aerger entſchlüpft war, Aufklärung zu erhalten, aber ohne Erfolg, ob er gleich Jedem im Vertrauen ſagte: es müſſe doch wol etwas an der Sache ſeyn, da ſich der Graf ſelbſt einmal verſchnappt habe. Bei ſeiner Zudringlichkeit ſagte er ſogar hingeworfen dem Juſtizminiſter: der Graf von M—y iſt wegen ſeiner Vielweiberei doch noch mit einem blauen Auge davon gekommen.

„Albernes Geſchwätz!“ rief der Miniſter aus: „Eine falſche Denunciation, die hernach mit nichts hat erwieſen werden können. Das muß ich am Beſten wiſſen. Die Sache wurde auf allerhöchſten Befehl auf's ſtrengſte unterſucht, und ich habe

mir's nicht verdrießen lassen, die dicken Akten selbst zu studiren."

Der Kammerherr veranlaßte aber doch durch sein unermüdetes Hin- und Herfragen, durch sein scheinbares Bedauern: „es sollte mir um den Grafen leid thun, wenn er sich wirklich so etwas schuldig gemacht hätte, wie man sich in's Ohr raunt, und was er selbst einmal unüberlegt, und noch dazu an einem öffentlichen Orte, bei dem Italiener Androssi, gestanden haben soll, daß man in vielen Gesellschaften fast eben so oft davon sprach, als zur Zeit, wo er auf Amalien's Immediat-Eingabe war verhaftet worden.

Den Grafen wurde dieß von seinen sogenannten guten Freunden hinterbracht, und als diese merkten, daß es ihn sehr beunruhige, ließen sie aus Schadenfreude es nicht bei dem, was sie hin und wieder wirklich gehört hatten, sondern machten noch manche Zusätze, die nicht geeignet waren, ihn zu beruhigen.

Wer ſich vor Geſpenſtern fürchtet, ſieht in jedem Schatten, in jedem Pfahl oder dürren Baum einen Geiſt; wer ein böſes Gewiſſen hat, zittert immer vor Verrath. So ging es dem Grafen; er bildete ſich ein, es ſey von ſeinem, durch die großmüthige Aufopferung ſeiner erſten Gemahlin verhüllten Verbrechen der Schleier gelüftet, und es werde, wie früher, die gewitterſchwangere Wolke ſich über ſeinem Haupte plötzlich entladen.

In dieſen Aengſten, die ihm jedes Vergnügen, jeden Genuß verbitterten, ihm des Nachts keinen erquickenden Schlaf vergönnten, nahm er endlich ſeine Zuflucht zu ſeinem Rechtsfreunde, dem Einzigen, dem er ſich anvertrauen konnte, da er in das Geheimniß eingeweiht war.

Seine Schilderung über die gegen ihn herumlaufenden Gerüchte waren ſo grell und ſo übertrieben, daß der kalte Rechtsgelehrte darüber erſchrack.

Er war ſelbſt dabei ſehr betheiligt. Wurde, wie er aus den Reden des Grafen ſchließen mußte,

eine neue Unterſuchung wider dieſen verhängt, ſo ſah er voraus, daß er darin wegen ſeines der Gräfin ertheilten Rathes auf eine für ihn ſehr gefährliche Art verwickelt werden müſſe. Er verſank in finſtres, tiefes Nachdenken, das nur dazu diente, die Angſt des Grafen zu vermehren. Dieſer drang nun um ſo mehr in ihn, ihm einen Ausweg zu zeigen, wie er ſich zum zweitenmale aus dieſem unſeligen Labyrinthe retten könne.

Mehr an ſich, als an den Grafen denkend, brach endlich der Notarius das peinliche Schweigen.

„Ich ſehe nur einen Ausweg, Herr Graf! — Ihre zweite Gemahlin iſt todt. Es iſt ein gewagter Schritt, aber mir ſcheint er der einzige. Werden Sie ſelbſt Ihr Ankläger, ehe ein Dritter Ihnen zuvor kommt. Enthüllen Sie der Kaiſerin das ganze Geheimniß, und bitten Sie um die Freilaſſung Ihrer Gemahlin, damit ſie nicht länger ſchuldlos leide, für ihr großes Opfer vor den Augen der Welt gerechtfertiget werde, und die

Vorzüge und Rechte, die ihr zustehen, genieße. Der Edelmuth Ihrer Gemahlin wird den Zorn der Kaiserin gegen Sie entwaffnen, und Sie werden dadurch, in so fern die Sache durch einen Andern in Anregung kommen möchte, das Gehässige von sich abwälzen, das bei Ihrem Stummbleiben und Ihrer Unthätigkeit als ein unauslöschlicher Makel auf Ihnen lasten würde."

Dem Grafen wollte anfänglich dieser Rath nicht einleuchten; der Notarius schilderte ihm aber die Folgen, wenn er ihn verwürfe, mit so schwarzen Farben, daß er sich endlich bereit erklärte, sich darin zu fügen.

„Es versteht sich," sagte der Rathgeber: „daß Sie auch Ihre Konnexionen benutzen, um sich noch einen Vorsprecher, oder besser eine Vorsprecherin zu verschaffen, deren Vorwort bei der Kaiserin Gewicht hat. Ich werd' Ihnen übrigens die Vorstellung so machen, daß die Kaiserin solche gewiß nicht ungerührt aus der Hand legen soll."

Nicht ohne wichtige Nebenabsichten erbot sich der Notarius zu dieser Arbeit; er fürchtete, wenn der Graf selbst die Eingabe machte, oder sie von einem Andern machen ließe, so könnte er dabei kompromittert werden. Er bot nun alle seine rethorischen Künste auf, um die heldenmüthige Verzichtleistung der Gräfin auf ihre Rechte als Gemahlin des der Bigamie Angeklagten, und das hochherzige Opfer, das sie gebracht, um den Mann, dem sie ihr Herz und ihre Hand am Altar gegeben, von einer schmachvollen Todesstrafe zu retten, in das glänzendste Licht zu stellen, vermied aber sorgfältig darin, daß er ihr diesen Rath ertheilt, sondern setzte es sehr beredt auseinander, wie sie aus eignem Triebe auf diesen Gedanken gekommen sey. Mit großer Vorsicht umging er, daß der Graf von diesem falschen Vorgeben seiner Gemahlin schon vor ihrer Aussage unterrichtet worden, und entschuldigte die Unterlassung seines Widerspruchs damit, weil er dann die edelmüthige Absicht seiner Gattin vereitelt, und sich selbst und

ſeine Familie auf ewige Zeiten geſchändet haben würde, er es aber nicht hätte ahnen können, daß ſeine Gemahlin dafür eine ſo harte Strafe würde erleiden müſſen.

Nachdem der Concipient dieſe Vorſtellung zu Tage gefördert, in der er faſt in jeder Zeile etwas ausgeſtrichen und mehrere am Rande geſchriebene Einſchaltungen gemacht hatte, ließ er ſie auf das ſauberſte in's Reine ſchreiben, und übergab die Reinſchrift dem Grafen zur Unterzeichnung. Dieſer vollzog ſie; mit einem Umſchlag verſehen und verſiegelt, ließ ſie der Graf einer Hofdame durch deren Bruder einhändigen, den er kannte, damit ſie ſolche der Kaiſerin in einem Augenblicke übergeben möge, in welchem die Monarchin heiter geſtimmt ſeyn würde.

Die Hofdame erfüllte auch das ihrem Bruder gegebene Verſprechen, und legte die Eingabe der Kaiſerin in einer Stunde vor, wo ſie, aus der Meſſe kommend, von frommen Gefühlen er-

fällt, ſich zur Milde und Nachſicht hingeriſſen fühlte.

Maria Thereſia überfiel ein Schauder, als ſie des Grafen Eingabe las. Trotz aller der Sophiſterien zur Entſchuldigung ſeines Verbrechens und der Feigheit, ſo lange mit dem Geſtändniß der Wahrheit gezögert zu haben, wurde ſie doch im hohen Grade über ihn entrüſtet, aber deſto mehr bewunderte ſie die aufopfernde Liebe der Gräfin, und das Mitleid über dieſe trug den Sieg über ihren gerechten Zorn davon.

Die Kaiſerin ließ einen ihrer Kabinetsräthe rufen, dem ſie ihr Vertrauen beſonders ſchenkte.

Als er zu ihr in's Zimmer trat, reichte ſie ihm die Eingabe dar.

„Da, leſen Sie," ſprach ſie: „der Fall iſt ſo außerordentlich, ſo einzig in ſeiner Art, daß ich in großer Verlegenheit bin, was darüber zu beſchließen iſt. Das leidet keine Frage, daß die unglück-

liche Gräfin, die so lange als eine Märtyrin unschuldig gelitten, in Freiheit und in alle die Rechte, worauf sie aus Liebe zu einem unwürdigen Gatten freiwillig Verzicht geleistet, wieder eingesetzt werden muß, aber der Graf verdient keine Schonung! Er ist ein Mensch, unfähig jedes edlen Gefühls, der allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn spricht. Ihn sollt' ich den Händen der Justiz überliefern lassen, aber dann würde seine Strafe unstreitig mehr die edle, schuldlose Gattin, als ihn treffen; sie hätte ihren großmüthigen Zweck verfehlt, und das wäre schrecklicher für sie, als Alles, was sie zeither erduldet hat. Ich habe zwar wenig Vertrauen zu ihm, aber sein freiwilliges Geständniß verräth doch Reue, und daß er zur Besinnung gekommen ist; vielleicht bessert er sich noch, und ich möchte mir nicht den Vorwurf machen, daß ich dieß durch Strenge verhindert hätte."

Nichts war natürlicher, als daß der Kabinetsrath den Ansichten der Kaiserin beipflichtete; um jedoch auch den Schein von sich zu entfernen, daß

er ſich blindlings in Alles füge, weil Maria Thereſia oft ihren Widerwillen gegen ſolche knechtiſche Seelen geäußert hatte, ſagte er, nach einem Lobe der Gnade und Milde der Kaiſerin: „wenn ich mich unterſtehen darf, noch etwas zu bemerken, ſo würd' ich es Ew. Majeſtät allerunterthänigſt anheim ſtellen, deßhalb mit dem Herrn Juſtizminiſter allergnädigſt zu konferiren.“

Maria Thereſia genehmigte dieſen Vorſchlag, und der Miniſter wurde zu ihr beſchieden. Sie erklärte ſich über den Vorfall gegen ihn in eben der Art, wie gegen den Kabinetsrath.

Der Miniſter war wie aus den Wolken gefallen, als er daraus ſah, wie man die Juſtiz auf eine Weiſe hintergangen, wovon er ſich keine Begriffe machen konnte.

„Ew. Majeſtät,“ ſagte er, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen wieder etwas erholt hatte; „ich muß aufrichtig geſtehen, dabei ſteht mir der Verſtand ſtille. Wer konnt' es ſich träumen laſſen,

daß sich Jemand, aus Liebe zu einem Andern, eines nicht begangenen Verbrechens selbst anklagen würde? Es scheint mir fast, als wenn die gute Gräfin ihres Verstandes nicht ganz mächtig ist. Doch, dem sey, wie ihm wolle; ich verehre in Ew. Majestät Ansicht nicht nur die hohe Milde, sondern auch die tiefere Weisheit. Eine neue Untersuchung wider den Grafen über ein Verbrechen, wovon er, und was wohl zu beachten, nicht ab instantia, sondern pure freigesprochen worden, würde die Justiz sehr kompromittiren. Ihr Ansehen aufrecht zu erhalten, ist um so dringender nöthig, als es so viele naseweise Superkluge, selbst in den niedrigsten Ständen giebt, die immer etwas an ihr auszusetzen finden. Der Prozeß wider den Grafen von M—y wäre Wasser auf ihre Mühle."

„Der Begnadigung des Grafen steht unter solchen Umständen nichts entgegen, nur erkühn' ich mich, noch darauf allerunterthänigst anzutragen: daß dem Grafen bei Bekanntmachung der allergnädigsten Gewährung seines allersubmissesten Ge-

fuchs ein sehr derber Verweis gegeben, und ihm angedeutet werden möge, sich mit seiner freizulassenden Gattin sofort auf seine Güter nach Ungarn zu begeben, und ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht wieder nach Wien zu kommen. Dadurch wird die Sache am Besten unterdrückt, und der Unannehmlichkeit vorgebeugt, daß sie zum Stadtgespräch wird."

Bei mehr Umsicht und Genauigkeit, meinte die Kaiserin: hätte freilich ein solcher Mißgriff nicht statt finden können; aber man ist menschlich, und die fast übermenschliche Aufopferung der Gräfin ist, wenn auch keine Rechtfertigung, doch eine Entschuldigung. Da Sie meine Ansicht theilen, werd' ich das Nöthige erlassen, und bin ich ganz Ihrer Meinung, daß es am Besten ist, den Grafen von Wien zu entfernen und auf seine Güter zu verweisen. Bei seinem eingewurzelten Leichtsinn und Hang zu Ausschweifungen, in Verbindung mit so vielen seines Gleichen, würde er, trotz seines schriftlichen Angelöbnisses, sich zu bessern,

doch bald wieder auf die alten Abwege gerathen. Wenn er noch einer Besserung fähig ist, so kann sie nur dadurch bewirkt werden, daß er von seinen ihm verderblichen Verbindungen getrennt, und auf den Umgang einer so seltenen Frau, wie seine Gattin, beschränkt, zur Abgeschiedenheit gezwungen wird, damit er zum Nachdenken über sich selbst kommt. Sie werden von mir darüber die erforderliche Ordre schriftlich erhalten.

Die Kaiserin schwieg, und dieß war ein zureichender Wink für den Minister, sich zu beurlauben. Der Kabinetsrath, mit dem sie zuvor über diese Angelegenheit gesprochen, erhielt den Befehl, dem gemäß die dießfällige Ordre aufzusetzen.

Kaum hatte er sich aber entfernt, so fiel es der Kaiserin ein, daß es hart seyn würde, bei dem schleppenden Gang der Justiz die Freilassung der schuldlosen Gräfin zu verzögern; jede Minute, wo sie noch in einer sie so tief erniedrigenden und drückenden Lage

ſchmachten müſſe, ſchien ihr ein Raub an dem ſchon Jahre lang verkümmerten Lebensglück der Unſchuldigen, und es war mehr als Neugier, es war ein edleres Gefühl, wenn ſie wünſchte, die Gräfin perſönlich kennen zu lernen. Sie befahl alſo, ſogleich den Zuchthausverwalter herbei zu rufen.

Ein kaiſerlicher Lakai in glänzender Livree trat in das Zimmer des Verwalters und machte ihm den Befehl der Monarchin bekannt.

Er erſchrak nicht wenig darüber, daß die Kaiſerin ihn ſelbſt zu ſprechen verlange; er, der kaum in höchſtdringenden Fällen von dem hohen Chef der Straf- und Beſſerungs-Anſtalten eines Theils der öſtreichiſchen Monarchie einer mündlichen Unterredung gewürdigt worden war, ſollte jetzt vor der allerdurchlauchtigſten Landesmutter erſcheinen.

Was konnte die Veranlaſſung dazu ſeyn? Demüthig und ſchüchtern wagte er es, ſich bei dem

Lakaien

Lakaien zu erkundigen, deſſen Antwort war aber, unbefriedigend und barſch: „das weiß ich nicht!“ —

„Nur geſchwind,“ ſetzte er hinzu: „laſſen Sie die allergnädigſte Kaiſerin nicht lange warten. Ich habe den Befehl, Sie mitzubringen.“

Der Zuchthausverwalter ging in ein Kämmerchen, um ſich eiligſt in ſeinen beſten Staat zu werfen; aber die Unruhe, die ihn peinigte, hinderte ihn, damit zu Stande zu kommen. Er hatte mit ſeinem Anzuge faſt ſo lange zugebracht, als ein Zierbengel gebraucht, ſich zu putzen; endlich kam er in das Zimmer zurück und ſagte mit zitternder Stimme:

„Nun ſteh' ich zu Befehl!“

Der Lakai muſterte den Zuchthausverwalter von oben bis unten, und fragte dann mit dem Tone der Verwunderung:

„So wollen Sie vor der allergnädigſten Kaiſerin erſcheinen?“

Ja, erwiederte der Befragte.

„So," fuhr der Lakei fort: „so? Sehen Sie sich doch an! Sie haben ja den einen Strumpf verkehrt angezogen, und der Kniegürtel am linken Bein ist ja nicht zugeschnallt."

Neuer Schreck! Dem Uebelstande wurde abgeholfen. Der Verwalter trat nun mit Zittern und Zagen seinen Weg nach der kaiserlichen Hofburg an, darin eine böse Vorbedeutung sehend.

Er wurde in ein großes Vorzimmer geführt. Die Pracht blendete ihn, er stand demüthig an der Thüre und wagte kaum die Augen aufzuschlagen. Er wurde bei der Kaiserin gemeldet; lange harrte er, um vorgelassen zu werden. Mit jeder Minute des Wartens stieg seine Angst. Endlich kam Jemand aus dem Zimmer der Kaiserin und fragte:

Wo ist der Zuchthausverwalter?

„Hier!" stammelte dieser.

Nur näher! Ihro Majeſtät die Kaiſerin wollen Allerhöchſtſelbſt mit Ihm ſprechen.

Der Vorgefoderte ging nun, wie ein vom Fieberſchauder Ergriffener, an Händen und Füßen zitternd, zu der geöffneten Thüre.

Ein noch weit prachtvolleres Gemach zeigte ſich dem Eingetretenen; er glaubte ſich in einen Feenpallaſt verſetzt. Die hohen Spiegel, die ſeidenen Tapeten, das Gold, das ihm überall in die Augen ſtrahlte, verblendete ihn ſo, daß er faſt auf den fournirten und gebohnten Dielen geſtrauchelt wäre.

Maria Thereſia ſaß auf einem, reich mit goldenem Schnitzwerk verzierten Armſeſſel. Sie nickte ihm herablaſſend zu, und winkte ihm, ſich ihr zu nähern. Er gehorchte mit ſchwerem Herzklopfen, und von der Anrede, die er bei'm Ankleiden ſtudirt und in dem Vorzimmer ſich leiſe wiederholt hatte, war auch jedes Wort ſo verwiſcht, als wenn ein Schulhalter über die auf einer gro-

ßen ſchwarzen Rechentafel mit Kreide geſchriebenen Zahlen mit einem naſſen Schwamm fährt.

Die Kaiſerin begann mit der Frage:

„Unter Seinen Züchtlingen hat Er auch eine gewiſſe Maria von B—y, die ſich für eine Grä-ſin von M—y ausgegeben hat?"

Jetzt ſah der Verwalter ſein Unglück vor Augen. Vor einigen Tagen war er mit ihr in eines der Theater geweſen. Dieß hatte man gewiß der Kaiſerin verrathen, und es war ausgemacht, daß er ſeines Dienſtes entſetzt, wol gar ſelbſt aus einem Zuchthausverwalter ein Zuchthausgefangener werden würde.

Jetzt konnte er noch weniger eine Sylbe über die Lippen bringen. Er wurde leichenblaß, und zitterte ſo, daß er hätte in die Kniee ſinken mögen.

So antwort' Er doch! fuhr die Kaiſerin fort.

„Ja," ſtammelte er, und allen ſeinen Muth zuſammen nehmend, ſetzte er hinzu: „Ach! wenn

Ew. kaiſerliche Majeſtät dieſe Frau kennen ſollten. Sie würden das höchſte Mitleid mit ihr haben. — Ich weiß, daß ich mich ſchwer vergangen. Ich ſoll die Züchtlinge in engem Verwahrſam halten. Aber ſie iſt unſchuldig! Es liegt ihr nichts daran, einmal in's Theater zu gehen; ſie hat immer tauſend Bedenklichkeiten; ich muß ſie faſt dazu zwingen, damit ſie nicht ganz tiefſinnig wird. — Ich wollte mein Leben dafür laſſen, daß ſie unſchuldig leidet. Entlaufen kann ſie mir nicht, und das ſanfte Lamm würd' es auch nicht thun, wenn es möglich wäre. Bloß aus Mitleid hab' ich ſie einmal unter Menſchen geführt, um ſie zu zerſtreuen."

Die Kaiſerin lächelte über ein Mißverſtändniß, wodurch der Beſtürzte ſein ihr ganz unbekanntes gutherziges Vergehen ſelbſt verrieth. Nun erklärte ſie ſich auch das auffallend ſchüchterne und ängſtliche Benehmen des Zuchthausverwalters, und um ihn wieder zu beruhigen, ſagte ſie in ſehr mildem Tone zu ihm:

„Recht iſt das freilich nicht, indeß würde man es nicht ſo genau nehmen, wenn man nur überzeugt wäre, daß die Maria von B—y ſo unſchuldig iſt, wie Er verſichert.“

Darauf kann ich mit gutem Gewiſſen ſchwören, Ew. Majeſtät. Ich habe ſeit vielen Jahren eine Menge Gefangener beiderlei Geſchlechts unter meiner Aufſicht gehabt, aber nicht Einen gefunden, der ſich in Worten und Werken ſo betragen. Bei Allen kommt doch immer noch dann und wann eine Spur ihrer vorigen böſen Anlagen und Gewohnheiten zum Vorſchein, aber bei dieſer iſt, ſeit ihrem Eintritt in das Zuchthaus bis auf dieſe Stunde, auch nicht das mindeſte Böſe ſichtbar geworden. Sie iſt ein Muſter der Frömmigkeit, Sanftmuth, Geduld und Verſchwiegenheit; denn, Ew. Majeſtät können es mir auf mein Wort glauben, ſie hat etwas auf ihrem Herzen, was ſie drückt — das böſe Gewiſſen iſt es aber nicht — und ſo liebreich ich ſie auch behandelt, hat ſie mir doch nie davon etwas entdecken wollen.

„Es iſt mir angenehm, mein lieber Mann!“ ſprach jetzt die Kaiſerin, und ihr Geſicht verklärte ſich immer mehr; „daß Er der Gefangenen ein ſo gutes Zeugniß giebt. Nur, um zu erfahren, wie ſie ſich unter Seiner Aufſicht betragen, hab' ich Ihn rufen laſſen. Auch ſchon von andern Seiten hat man mir eine ſehr vortheilhafte Schilderung von ihr gemacht, und ich bin entſchloſſen, ſie auf der Stelle in Freiheit zu ſetzen und zu mir bringen zu laſſen.“

Um Gotteswillen nicht! rief der Zuchthausverwalter in dem Taumel ſeiner freudigen Ueberraſchung aus: ſo dürfen es Ew. Majeſtät nicht machen. Nehmen Sie mir's nicht ungnädig, das verſteh' ich beſſer! Wenn die arme Frau das ſo plötzlich erfährt, rührt ſie der Schlag.

Die Kaiſerin lächelte jetzt noch mehr über die treuherzige, gutmüthige Unbefangenheit des Zuchthausverwalters, die ſo ſehr gegen die ceremoniöſe

und steife Submission ihrer gewöhnlichen Umgebungen abstach, und sie erwiederte herablassend:

„Er mag wol nicht Unrecht haben. Was meint Er, was ist dabei zu thun? In Freiheit soll sie gesetzt werden, denn ich muß Ihm nur sagen, Seine Gefangene ist die rechtmäßige Gattin des Grafen von M—y."

Hab' ich's mir doch gedacht! rief der Gefangenwärter aus: anders war es auch nicht möglich.

„Nun, was meint Er?"

Schicken mich Ew. Majestät wieder heim, aber Keinen weiter mit. — Ja! — Setzen Sie sich hin und schreiben Sie ihr ein Billet, so gnädig, so freundlich, als Sie's nur immer können. — Wenn Ew. Majestät so etwas mit einfließen ließen, wie es Ihnen leid thue, daß ihr so himmelschreiendes Unrecht geschehen, so könnt's nicht schaden. Bedenken Ew. Majestät, die unschuldige, fromme Seele auf zehn Jahr in's Zuchthaus.

Selbſt wenn's auch geweſen wäre, daß ſie den Offizier ein Bischen lieb gehabt hätte. Aber nun gar ſeine rechtmäßige Frau! — Schaun's, Ew. Majeſtät, das wär' das Beſte.

Mit herablaſſender Güte erwiederte Maria Thereſia:

„Iſt Er auch nicht mein Kabinetsrath, ſo will ich doch Seinem Rath jetzt folgen. Wart' Er, ich werde die Paar Zeilen gleich ſchreiben."

Die Kaiſerin ſetzte ſich an ihren Schreibetiſch, ſchrieb, reichte dann das Papier dem Zuchthausverwalter hin und ſagte:

„Da leſ' Er! Iſt Er damit zufrieden?"

Dieſer las:

„Erſt jetzt habe ich durch das eigene Geſtändniß des Grafen von M—y davon Kenntniß erhalten, wie Sie ſeine rechtmäßige Gattin ſind, und mit welcher bewundernswürdigen Aufopferung Ihrer Unbeſcholtenheit, Ihrer Freiheit und aller An-

ſprüche, die Sie an das Leben zu machen berechtigt ſind, Sie ihn von einer Strafe gerettet haben, die er um ſo mehr mit vollem Rechte verdient haben würde, da er im Stande geweſen, den Werth eines ſolchen ſeltenen Kleinods von Ehegattin ſo leichtſinnig und gefühllos zu verkennen. Ich bedaure herzlich, was Sie erdulden müſſen; Sie haben es aber abſichtlich ſelbſt herbeigeführt, können daher auch nur ſich die Schuld beimeſſen, und ich bin überzeugt, daß Sie, bei der Stärke Ihrer Seele, die Mühſeligkeiten minder gefühlt haben werden, als alle diejenigen, welche ihr Gewiſſen den Vorwurf machen muß, ſie verdient zu haben, und daß Sie ſolche ganz vergeſſen können bei dem ſüßen Gefühl, dadurch Ihren Zweck erreicht zu haben; indem aus Achtung für Ihre Tugend weiter keine wohlverdiente Unterſuchung wider Ihren Gatten verhängt werden und er begnadigt ſeyn ſoll."

„Sie ſind frei. Sie werden Ihrem Gatten wiedergegeben, und ich will hoffen und wünſchen,

daß er endlich in sich gehen, und Ihnen die Achtung, Liebe und Treue erweisen wird, die er Ihnen zu zollen verpflichtet ist, und daß Sie in der Folge nie Ursache haben mögen, eine Hingebung zu bereuen, die Ihnen ein unvertilgbares Denkmal gestiftet hat in dem Herzen

Ihrer

gnädigen Kaiserin."

Als der Zuchthausverwalter dieses Schreiben gelesen hatte, glänzten in seinen Augen Freudenthränen.

Allergnädigste Kaiserin! rief er aus und knieete vor ihr nieder.

„Es ist schon gut!" sagte Maria Theresia; „steh' Er nur auf. Ich will den Brief versiegeln, dann händig' Er ihn der Gräfin ein, und schick' Er sie mir auf den Nachmittag um vier Uhr."

Der Zuchthausverwalter erhielt das versiegelte Handschreiben der Kaiserin, und lief nun, mit

dieſem in der Taſche, mehr als er ging, um ſeine Wohnung recht bald zu erreichen.

Heimgekehrt überlegte er aber, wie es bedenklich ſeyn könnte, die Gräfin ſo plötzlich von dem Wechſel ihres Schickſals zu unterrichten. Er ging alſo auf ihr Zimmer, begrüßte ſie, wie gewöhnlich, freundlich, und ſagte dann:

„Ich habe eine Bitte an Sie.“

An mich? — Ich bin ja nur gewohnt, zu gehorchen.

„Sprechen Sie doch nicht ſo. Sie wiſſen, wie lieb Sie mir, meiner Frau, meinen Kindern und allen meinen Verwandten und Freunden geworden ſind, ſeit Sie das Unglück getroffen hat, hier zu ſeyn. Es iſt heute meiner Frau Geburtstag; ich habe zum Mittag dazu ein Paar Gäſte geladen, und ich wollt' Ihnen dieß mit der Bitte ſagen, um nicht, wie Sie es wol dann und wann zu machen pflegen, auf Ihrem Zimmer allein zu

speisen. Wenn Sie dabei fehlten, würd' unsere Freude nur halb seyn."

Die Erfüllung Ihres Wunsches macht mir selbst Vergnügen, antwortete die Gräfin: und ich freue mich, daß ich Ihrer lieben Frau bei dieser Gelegenheit meinen Glückwunsch und meinen Dank für das viele Gute abstatten kann, was sie mir erwiesen hat.

Der Zuchthausverwalter setzte voraus, daß die Gräfin sich, da sie zu einem Familienfeste eingeladen war, sorgfältiger kleiden würde, und er hatte sich darin auch nicht geirrt.

Die Gräfin hatte ihren besten Anzug gewählt und erschien zur bestimmten Stunde.

Es waren nur einige nahe Verwandten des Zuchthausverwalters bei ihm, die er hatte einladen lassen; es war keinesweges der Geburtstag seiner Frau; sie war aber von ihm von Allem unterrichtet, und der Gräfin sagte er bei'm Eintritt in das Zimmer:

„Thun Sie mir den Gefallen und erwähnen Sie noch nichts von dem Geburtstage, ich möchte gern über Tisch die Gesundheit meiner Frau zuerst ausbringen.“

So wurde daher davon nichts gesprochen, und da die Gäste auch darüber schwiegen, so glaubte die Gräfin, dieß Schweigen beruhe auf einer ähnlichen Verabredung.

Man setzte sich zu Tische; die Gräfin nahm ihren gewöhnlichen Platz neben dem Zuchthausverwalter ein.

Als sie die Serviette aufhob, fand sie darunter das Handschreiben der Kaiserin.

„Was ist das!“ rief sie verwundert aus.

Machen Sie es nur auf, gnädige Frau Gräfin, erwiederte der Zuchthausverwalter: es lebt noch ein Gott im Himmel, und die Tugend trägt endlich den Sieg davon.

Die Gräfin entsiegelte das Schreiben der Kaiserin mit zitternden Händen. Während des Lesens

wechselte sie mehrmals die Farbe; sie wurde bald blaß, bald roth; ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Jesus Maria!“ rief sie schluchzend aus: „wach' ich, oder träum' ich? Da, lesen Sie, lieber Herr!“ indem sie sich an den Zuchthausverwalter wandte und ihm das Kabinetsschreiben hinreichte. „Großer Gott! ich bin frei, frei! und mein Gatte begnadigt.“

Ich weiß schon Alles, gnädige Frau Gräfin, sagte der Zuchthausverwalter: was da geschrieben steht. Unsere allergnädigste Kaiserin hat es mich selbst lesen lassen, aber, wenn Sie es gnädigst erlauben, werd' ich's hier Allen bekannt machen, und ohne die Erlaubniß abzuwarten, begann er den Inhalt des Schreibens laut und langsam zu lesen.

Als er die Schlußworte: Maria Theresia, aussprach, legte er das Papier nieder, nahm ein mit Wein gefülltes Glas zur Hand, und rief recht aus der Fülle seines Herzens:

„Maria Thereſia, unſere allergnädigſte Kaiſerin, ſoll leben hoch! und abermals hoch! und nochmals hoch!“

Man ſtieß mit den Gläſern an, daß ſie hell erklangen. Nach wiedereingetretener Stille erzählte der Zuchthausverwalter den Anweſenden ſeine Unterredung mit der Kaiſerin, ſeine Angſt, ſein Mißverſtändniß, ihre Herablaſſung und ſeine Freude.

„Sehen Sie, meine gnädige Frau Gräfin,“ fuhr er dann fort, ſich an dieſe wendend: „deßhalb hab' ich Ihnen etwas von dem Geburtstage meiner Frau vorgeflunkert. Ich wußte, daß Sie ſich dazu putzen würden, und die Kaiſerin erwartet Sie heute Nachmittag um vier Uhr auf der Hofburg. Wenn ich Ihnen früher das Schreiben gegeben, hätt' es Ihnen bei der Freude darüber eben ſo ſchlimm gehen können, wie mir bei der Angſt, als ich mich anziehen mußte, um vor Ihro Majeſtät zu erſcheinen.“

Der

Der Zuchthausverwalter brachte nun auch auf das Wohl der Freigelaſſenen einen Toaſt aus, und die Gräfin begab ſich nach einem ſehr frohen Mittagsmahl nach der Hofburg.

Sie wurde bei der Kaiſerin gemeldet und vorgeführt; die Eingetretene, das Knie beugend, wollte der Kaiſerin das Kleid küſſen; dieſe hob ſie aber gleich empor, betrachtete ſie aufmerkſam mit huldvollen aber auch wehmüthigen Blicken, und ſprach dann zu ihr mit den weichen Tönen eines ſanftgerührten Herzens:

„Wahrlich! ich weiß nicht, ob ich Sie mehr bemitleiden, oder bewundern ſoll? Beide Gefühle kämpfen in meinem Herzen um den Sieg, aber, ſo ſehr ich auch das harte Loos bedaure, das Sie ſo ganz unverdient über zwei Jahre erduldet, ſo wird doch die Bewunderung über Ihre großmüthige Aufopferung und die fromme Ergebung in eine Ihrer ſo unwürdigen, beklagenswerthen Lage die Oberhand behalten. Sie können wol über-

zeugt ſeyn, daß ich keinen Augenblick gezögert ha: ben würde, die Pforten Ihres Kerkers zu öffnen und Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, wenn ich früher von dem, was Sie für Ihren Gatten gethan, ſo unterrichtet geweſen wäre, wie jetzt."

„Sie ſind frei. Gehen Sie jetzt zu meinen Juſtizminiſter. Dort werden Sie Ihren Gatten finden. Er wird ihm bekannt machen, was ich in Rückſicht ſeiner zu beſchließen für dienlich er: achtet."

Bei dieſen Worten erblaßte die Gräfin und rief: O Gott! —

„Seyn Sie unbeſorgt," unterbrach ſie die Kaiſerin: „ſein Verbrechen ſoll mit dem Schleier der Vergeſſenheit verhüllt bleiben; aber wahrlich! nicht aus Schonung gegen ihn, ſondern nur aus Achtung für Ihre Tugend. Die von mir getroffe: nen Maßregeln haben nur den Zweck, ihn, wenn es noch möglich iſt, zur Beſinnung und wieder

auf den rechten Weg zurückzubringen, von dem er ſich nur zu weit entfernt hat. Sie erhalten den Verirrten zurück, und er müßte ein Unmenſch ſeyn, wenn er einen Augenblick vergeſſen könnte, daß er Ihnen Ehre und Leben zu danken hat; wenn er jetzt nicht in ſich gehen und Alles aufbieten wollte, Ihnen durch Lieb' und Treue einen geringen Theil der Schuld abzutragen, die ſo ſchwer auf ihm laſtet. Gott geb' es. Dieß iſt der Wunſch eines Herzens, das nie aufhören wird, Ihnen zugethan zu bleiben. Wenn Sie künftig etwas zu wünſchen, zu bitten haben, wenden Sie ſich nur gleich an mich, ich bin von Ihrer Anſpruchsloſigkeit ſo feſt überzeugt, daß ich Ihnen ſchon im voraus verſichern kann, Ihr Verlangen ſoll gewährt werden, wenn es in meiner Macht ſteht."

Die Gräfin war ſo gerührt, daß ſie nur wenige Worte des Dankes ſtammeln konnte, deſto beredter ſprachen aber die Thränen, die in ihren

ſchönen Augen zitterten und die von freudiger Ueberraſchung ſanft gerötheten Wangen netzten.

Huldvoll entließ ſie die Kaiſerin; indem ſie ihr die Hand zum Kuſſe darreichte, ſagte ſie zu ihr:

„Mögen Sie fortan immer glücklich und zufrieden leben, das iſt der aufrichtigſte Wunſch meines Herzens.“

Dem Befehl der Kaiſerin zufolge, begab ſie ſich gleich zu dem Juſtizminiſter, ſie erhielt aber dort die Antwort: Seine Excellenz ließe ſich ſo ſpät nicht mehr ſprechen, er erwarte ſie aber morgen Vormittag um zehn Uhr.

Mit leichtem Herzen kehrte ſie zu ihrem traurigen Aufenthaltsort zurük. Aber es war nun nicht mehr für ſie ein Gefängniß. Das Gefühl, daß ſie frei, daß die Pforten des Zuchthauſes nicht mehr für ſie verſchloſſen waren, hatten es in einen Pallaſt verwandelt, und als ſie zu dem Zuchthaus-

verwalter in's Zimmer trat, äußerte er ſeine Freude, ſie wieder zu ſehen.

„Das iſt doch ſchön!" rief er aus: „daß Sie uns nicht vergeſſen haben, gnädige Frau Gräfin. Nicht wahr, unſere allergnädigſte Kaiſerin iſt eine Heilige, ein himmliſcher Engel?"

Ja wohl! erwiederte die Gräfin, und erzählte nun dem neugierigen Zuchthausverwalter und ſeinen Angehörigen, mit welcher Herablaſſung ſie empfangen und wie viel Schmeichelhaftes ihr geſagt worden wäre, und ſetzte, die Augen niederſchlagend, hinzu:

„Ach, ich ſchäme mich faſt, Ihnen dieß Alles zu wiederholen; aber ich ſag' es nur zum Beweiſe, wie gnädig und gut die Kaiſerin iſt."

Am folgenden Morgen ging die Gräfin zu dem Miniſter. Ein langer, knochendürrer Mann, ſo bleich, als wenn in deſſen Adern kein Blut rönne, ſo ſteif in ſeinen Bewegungen, wie der ſtei-

nerne Gaſt im Don Juan, empfing ſie zwar höf-lich, aber ſehr ceremoniös, und alle Artigkeiten, die er ihr erwies, trugen das Gepräge eines Almo-ſen. Er nöthigte ſie, auf einem gepolſterten Divan Platz zu nehmen, dem man es anſehen konnte, daß er ſchon ſein funfzigjähriges Jubiläum erlebt haben mußte; er ſelbſt ſetzte ſich ihr gegenüber in einen Armſeſſel.

Nachdem er ſie mit kalten Blicken eine Weile ſtumm gemuſtert und ſich dann geräuſpert hatte, begann er:

„Ich habe Sie früher, wie Ihren Herrn Ge-mahl, zu ſprechen gewünſcht, um noch einige Er-läuterungen von Ihnen zu erhalten, wie Sie dazu gekommen ſind, Ihre Ehe ſo lange und beharrlich zu verläugnen? Ihro Majeſtät, unſere allergnä-digſte Kaiſerin, hat Gnade für Recht ergehen laſſen, Sie können daher ohne Bedenken gegen mich offen-herzig ſeyn. Es muß noch etwas dahinter ſtecken, denn ich kann es mir nicht denken, wie man ſich

für einen Andern aus freien Stücken in's Zuchthaus ſperren laſſen kann."

Die Gräfin, überraſcht und gekränkt über eine ſolche unerwartete Anrede, ſchwieg, aus Beſorgniß, daß ſie Gefühlen Worte leihen könnte, die dem Miniſter mißfallen möchten.

„Sie ſchweigen?" fuhr der Miniſter ernſt fort: „Heraus mit der Sprache!"

Ew. Excellenz Frage, nahm endlich die Gräfin das Wort, nachdem ſie ſich möglichſt zu faſſen geſucht hatte; iſt allerdings von der Art, daß ich in Verlegenheit bin, ſie zu beantworten. Sie ſetzt voraus, daß ich doch wol auf irgend eine Weiſe ſtrafbar ſeyn dürfte. Mein Gewiſſen ſpricht mich von aller Schuld rein. Ihro Majeſtät, die Kaiſerin, haben ſich davon überzeugt, und es iſt nicht meine Schuld, wenn Ew. Excellenz noch Zweifel hegen.

Die Gräfin ſtand von ihrem Sitz auf, und machte Miene, zu gehen.

Der Minister, besorgt, die Gräfin möchte sich an die Kaiserin wenden, lenkte ein.

„So bleiben Sie doch, Frau Gräfin!“ sagte er, indem er sie sanft wieder auf ihren Sitz drückte; „es war ja nur eine Frage im Vertrauen, die Sie mir nicht verargen können. Ich versichere Sie, mir wird der Fall immer unerklärbar bleiben.“

Das will ich glauben, entgegnete die Gräfin mit etwas Bitterkeit im Ton: Es kann wol Menschen geben, die es nicht zu begreifen im Stande sind, was ein weibliches Herz fähig ist.

Der Minister suchte dem Gespräch, da ihm seine Absicht mißlungen war, eine andere Wendung zu geben, und sprach:

„Ich erwart' auch Ihren Herrn Gemahl hier. Ich habe den Auftrag von Ihro Majestät, der Kaiserin, ihm in Ihrer Gegenwart anzukündigen, was Allerhöchstdieselben auf seine Immediat-Eingabe beschlossen haben. Wegen seiner begangenen

Bigamie ſoll ich ihm nur, in Rückſicht Ihrer, einen ernſten Verweis geben, ihm aber zugleich andeuten, ſich mit Ihnen binnen drei Tagen von hier fort und nach ſeinen Gütern in Ungarn zu begeben, auch daß er nicht, ohne ausdrücklich zuvor erhaltene Erlaubniß, wieder nach Wien komme. Erkennen Sie darin die hohe Gnade Ihro Majeſtät der Kaiſerin."

O, die hab' ich ſchon mit dem dankbarſten Herzen anerkannt. Sie hat mir davon ſolche Beweiſe gegeben, daß ſie nie in meinem Herzen erlöſchen werden.

„Ja," meinte der Miniſter: „Ihro Majeſtät ſind ſehr gnädig, zuweilen nur zu gnädig."

Da der Graf noch ausblieb, ſo ſah ſich der Miniſter genöthigt, bis dahin die Unterredung fortzuſetzen, und er wurde, ſo viel es ſeine Natur zuließ, geſchmeidiger. Da es ihm an Stoff zu einem Geſpräch gebrach, ſo lenkte er es auf den Aufenthalt der Gräfin in der Strafanſtalt. Sie ver-

ſicherte den Miniſter: das Bewußtſeyn ihrer Unſchuld, und das ſüße Selbſtgefühl, dadurch die Retterin ihres Gemahls geworden zu ſeyn, habe ihr die zuerkannte Strafe ſehr erleichtet, und arglos ſetzte ſie hinzu: ich kann die Menſchenfreundlichkeit des Zuchthausverwalters nicht genug rühmen. Er hat mich wie ein Glied ſeiner Familie behandelt. Ich merkt' es kaum, daß ich eine Gefangene war, — ohne Eigennutz, bloß aus Mitleid, war ich ſeine Tiſchgenoſſin, faſt immer, wenn ich es wollte, bei ſeiner Familie, und ich konnt' an deren Vergnügungen ſo oft Theil nehmen, als ich es wünſchte. Er nahm mich mit in's Theater, zu Feuerwerken, auf Spaziergängen —

Der Miniſter horchte hoch auf, und rief dann:

„Das that er?"

Ja, entgegnete die Gräfin unbefangen, und Gott mög' es ihm vergelten.

Mit gerunzelter Stirne und dem finſtern Blick eines Großinquiſitors ſprach der Miniſter:

„Das ſollen Sie mir nicht umſonſt geſagt haben! Das iſt ja wider ſeine Pflicht und Inſtruktion. Dafür werd' ich ihn zur Verantwortung ziehen laſſen. Zum wenigſten muß er caſſirt werden!"

Die Gräfin erſchrack über dieſe Aeußerung bis zum Tode. Sie flehte, ſie beſchwor den Miniſter bei Allem, was ihm heilig ſey, ſein hartes Wort zurückzunehmen, und legte es ihm an's Herz, daß ſie nie mehr eine ruhige Stunde haben würde, wenn ſie durch ihre unſchuldigen Aeußerungen einen braven Mann und ſeine Familie zeitlebens unglücklich gemacht haben ſollte. Umſonſt! Kalt erklärte er: „Das iſt nicht Ihre Sache, Frau Gräfin, ſondern meine. Sie ſind ja nicht als ſeine Denunciantin aufgetreten, und ſo kann Ihnen dabei keine Seele etwas zur Laſt legen. Aber ich will einmal ein Exempel ſtatuiren."

Als die Gräfin noch mit ihm kapitulirte, wurde der Graf gemeldet. Der Miniſter war froh, daß

er dadurch den ihm läſtig werdenden Bitten und Vorſtellungen der Gräfin ein Ziel ſetzen konnte. Der Graf wurde ſogleich vorgelaſſen.

Die Gräfin war durch dieß Benehmen des Miniſters im hohen Grade empört, und der Eintritt ihres Gemahls konnte keinen erfreulichen Eindruck auf ſie machen. Sie ſenkte die thränenfeuchten Augen zur Erde, und ſtand mit gefalteten Händen, wie eine Büßende, da.

Den Grafen erſchütterte ihr Anblick; er ſah in dieſem Bilde des Jammers und der Leiden die Gattin, die ſich ihm ſo hochherzig aufgeopfert hatte. Das Bewußtſeyn ſeiner Schuld hielt ihn zurück, ſich ihr zu nähern, und ihr die Gefühle ſeiner Dankbarkeit und Reue auszudrücken, die ihn in dieſem Moment ergriffen.

Der Miniſter blieb bei ſeiner unerſchütterlichen Kälte.

„Herr Graf," ſagte er zu dieſem: „ich habe Sie auf Befehl Ihro Majeſtät, der Kaiſerin, zu

mir einladen laſſen, um Ihnen Allerhöchſtdero Beſchluß auf Ihre Immediat-Eingabe zu eröffnen.“

Er las ihm nun Wort für Wort die Kabinetsordre vor, und ſich in die Bruſt werfend, verwies er ihm ſein zügelloſes Thun und Treiben, ermahnte ihn, ſich künftig einer tadelloſen Aufführung zu befleißigen, aber er erwähnte mit keiner Sylbe der Gräfin und was ſie für ihn gethan, und endete ſeinen Verweis mit den Worten: wenn Sie dieſen Ermahnungen nicht Gehör geben ſollten, ſo können Sie ſicher auf die ſtrengſte Ahndung der Geſetze rechnen.

„Hier ſteht Ihre Gemahlin,“ ſchloß er; „Sie werden nun nach dem Befehl Ihro Majeſtät, der Kaiſerin, Anſtalten treffen, mit ihr binnen drei Tagen die Stadt zu verlaſſen, damit man ſich nicht gezwungen ſieht, andere Maßregeln zu ergreifen.“

Der Gedehmüthigte näherte ſich der Gräfin immer noch ſchüchtern und ſtammelte:

„Kannſt Du einem Sünder verzeihen?“

Ohne eine Sylbe darauf zu erwiedern, eilte ſie auf ihn zu und ſchloß ihn in ihre Arme. Dadurch wurde ihm ein ſchwerer Stein von dem ſchuldbelaſteten Herzen genommen, er erwiederte ihre Umarmung mit Inbrunſt und rief aus:

„Nein! ſolcher unausſprechlichen Liebe bin ich nicht werth! Was Du für mich gelitten, kann ich nicht ungeſchehen machen, — dieß wird ein ewiger Stachel in meinem Herzen bleiben, — aber die Zukunft ſoll Dich lehren, meine theure Marie, daß Du Deine Großmuth nicht an einen Unwürdigen verſchwendet haſt. Ich müßte der verruchteſte Böſewicht ſeyn, wenn ich einen Augenblick vergeſſen könnte, was Du für mich gethan haſt.“

Lieber Franz, ſprach ſie mit dem mildeſten Tone: es iſt Alles vergeben und vergeſſen. Laß uns nicht weiter davon ſprechen, es ſteht ja ganz in Deiner Macht, mich glücklich zu machen. Du weißt, wie wenig es dazu bedarf. Deine Liebe genügt mir, und in unſerer ſtillen Abgeſchiedenheit

von der groſſen Welt wirſt Du bald, das hoff' ich, das Glück kennen lernen, ſich ſelbſt, ſeinen Lieben und der nie alternden Natur zu leben, und in dem Dir von der Vorſehung angewieſenen Wirkungskreiſe Glück und Freude zu verbreiten. Komm! laß uns eilen, um den wohlthätigen Befehl der Kaiſerin zu genügen.

Sie wandte ſich darauf an den Miniſter, der mit gekreuzten Armen auf den Rücken dieſe Scene angeſtiert hatte, mit der Frage:

„Ew. Excellenz! es iſt uns nun doch erlaubt, uns zu entfernen?"

Der Miniſter nickte bloß mit dem Kopfe.

„Doch eh' ich mich empfehle," ſetzte ſie hinzu: „muß ich noch eine Bitte recht dringend wiederholen. Der Zuchthausverwalter —"

Der Miniſter unterbrach ſie barſch:

Daraus kann nichts werden!

„Nicht?"

Nein!

„So zwingen mich Ew. Excellenz zu einem Schritt, der —"

Ich verbitte mir alle Drohungen! rief er stolz aus: die Gnade Ihro Majestät, der Kaiserin, erstreckt sich nur auf Sie und den Herrn Grafen, und nicht über jeden Anderen, der sich etwas zu Schulden hat kommen lassen.

Der Graf verstand nichts von diesem Zweigespräch. Er war erstaunt und brannte vor Neugier, darüber Aufschluß zu erhalten; ihn in Gegenwart des Ministers zu fodern, schien ihm nicht angemessen, und es stieg auch bei ihm der Zweifel auf, ob er vollständige Auskunft erhalten würde. Er faßte daher seine Gemahlin rasch unter den Arm und sagte zu ihr:

„Komm! wir wollen Sr. Excellenz nicht länger lästig fallen."

Er verneigte sich und verließ mit ihr das Zimmer.

Kaum hatten Beide das Hotel des Miniſters verlaſſen, ſo verlangte er eine Erläuterung von ſeiner Gemahlin über das räthſelhafte Geſpräch mit dieſem.

Sie erzählte ihm unter bangem Herzklopfen, wie die menſchenfreundliche Behandlung des Zuchthausverwalters den Miniſter in Harniſch gejagt, und welche Drohungen er ausgeſtoßen habe.

„Die Kaiſerin hat mich, als ich ſie ſprach, mit der gnädigen Zuſicherung entlaſſen, wenn ich in der Folge etwas zu bitten hätte, ſo ſollt' ich mich nur gleich an ſie wenden. Ach! ich hoffte, daß der Fall nie eintreten würde, und leider! kommt er ſchon ſo früh. — Aber ich würde mich ſelbſt verachten müſſen, wenn ich dieſe Erlaubniß nicht benutzen wollte, um einen Biedermann und ſeine brave Familie, denen ich ſo viele Verpflichtungen ſchuldig bin, vor Schande und Mangel zu bewahren. Die Kaiſerin denkt viel zu menſchlich, als

daß sie mir meine Bitte abschlagen sollte. Gleich morgen will ich um eine Audienz bitten.

Der Graf konnte gegen einen solchen Entschluß nichts einwenden. Die Gräfin, deren Freude über die Begnadigung ihres Gemahls und dessen Besitz dadurch sehr geschmälert worden, vollführte ihren Vorsatz nach einer sehr unruhigen Nacht.

Es fehlte der Gräfin nicht an Energie des Geistes, und als sie nach der kaiserlichen Hofburg ging, war es ihr fester Entschluß, vor die Kaiserin mit ruhiger Haltung zu treten, aber als sie vor ihr erschien, verlor sie doch die Fassung.

Der Zweifel, daß ihre Bitte kein günstiges Gehör finden könnte, ergriff sie plötzlich. Leichenblaß und zitternd näherte sie sich der Kaiserin, und, sich beugend, um ihr den Saum des Kleides zu küssen, begann sie:

„Ach, schon jetzt muß ich Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade in Anspruch nehmen.“

Maria Thereſia, die von dem Grafen eine ſehr nachtheilige Meinung hegte, glaubte, daß dieſer ſeiner Gemahlin Anlaß zu einer neuen Beſchwerde gegeben habe, und erwiederte:

„Das hab' ich mir gedacht! Sprechen Sie, Gräfin. Meine Langmuth hat ein Ende. Jetzt werd' ich keine Schonung mehr haben."

Dieſe Antwort war nicht dazu gemacht, der Gräfin Muth einzuflößen; ſie ſeufzte laut und ſchwer, und ſtammelte:

„Meine allergnädigſte Kaiſerin läßt mich troſtlos ſcheiden?"

Sie blickte mit thränenfeuchten Augen bittend die Kaiſerin an; die weichherzige Monarchin konnte dieſen flehenden Blicken einer Leidenden nicht widerſtehen, milder ſprach ſie:

„Wir wollen ſehen, was geſchehen kann, aber Ihr Gatte —"

Von dem iſt die Rede nicht, nahm die Grä-fin, etwas ermuthigt, das Wort: ich komme des Zuchthausverwalters wegen.

Die Kaiſerin erinnerte ſich des Mißverſtänd-niſſes, als ſie ihn über die Gräfin befragt, und lächelnd ſagte ſie:

„Der Mann ſcheint ordentlich dazu beſtimmt, Mißverſtändniſſe zu veranlaſſen. Was iſt's mit ihm?"

Beherzter berichtete die Gräfin der Kaiſerin, welche Drohungen der Juſtizminiſter gegen ſie ausgeſtoßen, und flehte die Monarchin um Schutz für ihren Wohlthäter und deſſen Familie an.

„Seyn Sie unbeſorgt," nahm die Kaiſerin das Wort, als die Gräfin ihre Erzählung geendet hatte: „dem Manne ſoll kein Haar gekrümmt werden."

Die Gräfin dankte der Kaiſerin aus der Fülle

ihres Herzens und kehrte mit dieſer frohen Botſchaft zu ihrem Gemahl zurück.

Maria Thereſia erfüllte die Drohung des Miniſters mit gerechtem Unwillen. Ihr Scharfſinn und ihre Menſchenkenntniß belehrten ſie, daß der Zuchthausverwalter, wenn er auch auf ihren entſcheidenden Befehl in dieſem Falle von aller Unterſuchung und Beſtrafung frei käme, doch ſich dadurch den Groll des Miniſters zuziehen und immer ſeinen Chikanen Preis gegeben ſeyn würde; ſie beſchloß, auch dieſem vorzubeugen.

Der Juſtizminiſter unterließ auch nicht, den Zuchthausverwalter wegen ſeiner vermeintlichen Pflichtwidrigkeit in Anſpruch zu nehmen, und er begann damit, ihn von ſeinem Amte zu ſuspendiren.

Die Gräfin hielt es für ihre Pflicht, nach der Unterredung mit der Kaiſerin dieſen von Allem in Kenntniß zu ſetzen; ſobald alſo ſeine Dienſt-

suspension verfügt worden war, reichte er bei der Kaiserin eine Bittschrift ein.

Maria Theresia foderte darüber sogleich Bericht. Der Minister erstattete ihn, und, wie man denken kann, setzte er die schädlichen Folgen seines Benehmens gegen die Gräfin sehr ausführlich auseinander, und suchte sein Verfahren zu rechtfertigen.

Er bekam darauf folgende Kabinetsresolution:

„Ich bin ebenfalls der Meinung, daß der Zuchthausverwalter Prestle nicht länger in seinem Posten bleiben kann; er verdient eine ruhigere und einträglichere Stelle. Ich habe daher meinem Staatskanzler aufgegeben, ihm solche, als eine Belohnung für seine vieljährigen mir geleisteten treuen Dienste sofort zu konferiren, wonach es sich daher von selbst versteht, daß die wider ihn eingeleitete Untersuchung sogleich sistirt, und er so lange wieder in seine Stelle eingesetzt werden muß, bis er besser versorgt ist."

Dem Minister war dieses Kabinetsschreiben der Vorbote eines schweren Gewitters, das sich über seinem Haupte zusammenzuziehen drohte. Er hatte sich auch nicht geirrt; denn ehe noch der Zuchthausverwalter eine anderweitige Anstellung bekam, wurde der Minister in den Ruhestand versetzt.

Mittlerweile hatte der Graf alle Vorkehrungen zu seiner Reise getroffen; die Gräfin konnte Wien nicht verlassen, ohne von ihrem Wohlthäter und dessen Familie zuvor Abschied zu nehmen. Die Trennung war von beiden Seiten gleich rührend und herzlich. Die Gräfin zürnte mit sich selbst, daß sie ihrem Dankgefühl nicht Worte leihen konnte, und der Zuchthausverwalter und die Seinigen fühlten sich beengt, da sie unter den jetzigen Verhältnissen der früheren treuherzigen Zwanglosigkeit nicht freien Lauf zu lassen wagten. Aber das Herz trug den Sieg über die Etikette davon, und die Gräfin trennte sich von dem Zuchthausverwalter und seiner Frau, wie von Vater und Mutter.

Angekommen auf den Gütern, wurde die Grä-fin, hauptſächlich auf dem, wo ſie zuvor gewohnt, von den Dorfbewohnern als eine ſchmerzlich ver-mißte Beſchützerin, Rathgeberin und Wohlthäterin mit der herzlichſten Freude empfangen, und es be-trübte Alle ſehr, als ſie erfuhren, daß ſie künftig auf dem Hauptgute wohnen würde.

Liebreich tröſtete ſie die Gräfin:

„Kinder! ich werd' Euch gewiß nicht vergeſſen. Ich beſuch' Euch recht oft, und wenn Ihr meine Hülfe nöthig habt, ſo wendet Euch nur dreiſt an mich. Der Weg nach dem Schloſſe in — iſt ja nicht weit."

Die Gräfin wurde nicht allein die Retterin ihres Gemahls, ſondern hier, wo ihm der Reiz der Verführung fehlte, wo er immer um ſie war, und jetzt erſt, wo ihn nicht bloß, wie früher, vor-übergehende leidenſchaftliche Liebe, ſondern auch das dauerhafte Gefühl der Dankbarkeit an ſie ketteten, lernte er alle die ſchönen Eigenſchaften ihres Her-

zens täglich mehr kennen. Sie wurde sein schützender Genius für die Zukunft. Sie langweilte ihn nicht durch moralische Predigten, verstimmte ihn nie durch Vorwürfe oder kränkende Anspielungen auf seine früheren Verirrungen und welche Verdienste sie um ihn habe, aber sie lehrte ihn durch ihr Beispiel, wie glücklich man, bei edlem Bewußtseyn, in der schönen Natur leben kann, wenn man auf den Standpunkt, wohin uns das Schicksal gestellt hat, seine Pflicht gewissenhaft zu erfüllen strebt.

Beide erfreuten sich bald einer blühenden und hoffnungsvollen Nachkommenschaft. Dadurch wurde das süße Band, das sie nun vereinte, noch fester geknüpft. Sie schmeckten die reinste und uneigennützigste Liebe, deren das menschliche Herz fähig ist.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Berichtigungen.

Seite 7. Z. 13. v. o. ſt. mich l. mir.
— 12. Z. 13. v. o. ſt. freudigen l. freudigem.
— 26. Z. 7. v. o. ſt. den l. die.
— 50. Z. 13. v. o. ſt. den l. dem.
— 55. letzte Zeile ſt. ihn l. ihm.
— 60. Z. 11. v. o. ſt. den l. dem.
— 63. Z. 13. v. o. ſt. ſchwebte l. ſchwebe.
— 64. Z. 3. v. o. ſt. ſollte l. ſolle.
— 84. Z. 4. v. u. ſt. ſtand l. ſtanden.
— 115. Z. 11. v. o. ſt. erfolgenden l. erfolgendem.
— 119. Z. 2. v. u. ſt. entband ihm l. entband ihn.
— 121. Z. 11. v. o. ſt. in das l. in dem.
— 121. Z. 4. v. u. ſt. den l. dem.
— 132. Z. 7. v. u. ſt. den l. dem.
— 133. Z. 2. v. o. ſt. dürren l. dürrem.